

Ethisch investieren
Mikrokredite für nachhaltige Investitionen: Oikocredit blickt auf 50 Jahre zurück. **HINTERGRUND 2**

Verzweifelt gesucht
Auch Berufsleute ohne ein Theologiestudium sollen ein Pfarramt übernehmen dürfen. **REGION 4**



Foto: Gerry Amstutz

Auf die Grosseltern
Was würde fehlen, wenn es sie nicht gäbe? Sehr viel, nicht zuletzt prägende Erinnerungen. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

Graubünden
Bündner Kirchenbote

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 1/Januar 2025
www.reformiert.info

Post CH AG

reformiert.

Leitartikel

Das Gute ist nicht verhandelbar

Glauben Die Jahreslosung passt in eine Zeit des Umbruchs und fordert den Mut zur Veränderung ein. Zugleich steht sie für die Gewissheit, dass das Gute immer erkannt und getrost getan werden kann.



Graffiti / Foto: Gen Atem / Miriam Bossard

Die Jahreslosung spricht in eine Zeit des Umbruchs und der Ungewissheit: «Prüft aber alles, das Gute behaltet!» (Thess 5,21). Wie die ersten Christinnen und Christen, an die der Apostel Paulus schreibt, um die Ausrichtung ihrer Gemeinde ringen, scheinen zurzeit Machtverhältnisse ins Rutschen zu geraten. In Syrien fällt eine grausame Diktatur und hinterlässt ein Machtvakuum, das mit der Hoffnung auf Freiheit und einen demokratischen Neuanfang gefüllt wird, aber auch mit der Angst um religiöse Minderheiten wie die Christen und vor einer Rückkehr des Dschihadismus.

Die Rüstung der Liebe

Alles zu prüfen und das Gute zu behalten, klingt gut. Nur: Was ist das Gute? Können gewaltsame Umstürze Gutes bewirken? Gilt es tatsächlich, das Böse zu meiden «in

«Der jeweils erreichbare Nächste ist das Transzendente.»

Dietrich Bonhoeffer
Widerstandskämpfer und Theologe

jeder Gestalt» (Thess 5,22) oder ihm vielmehr entschlossen entgegenzutreten um den Preis, zuweilen nicht das Gute, aber das Notwendige zu tun? Woran lässt sich erkennen, was gut ist, wenn sämtliche Gewissheiten wanken, weil zuerst alles geprüft und für gut befunden werden muss? Die Verlockung liegt nahe, all das als

gut zu bezeichnen, von dem man glaubt, dass es sich im Rückblick als gut oder immerhin als weniger schlecht erweisen wird. Solcher Relativismus ist dem Evangelium fremd. Paulus lässt keinen Zweifel daran, mit welchem unverhandelbaren Wertekompass Christinnen und Christen ausgerüstet sind: «Wir aber wollen nüchtern sein, angetan mit dem Panzer des Glaubens und der Liebe und mit dem Helm der Hoffnung auf Rettung» (Thess 5,8).

Der Welt ein Segen sein

Einer, der in dunkelsten Zeiten am Guten festhielt und nach reiflicher Prüfung das Notwendige nicht scheute, war der Theologe Dietrich Bonhoeffer (1906–1945). Der Pazifist beteiligte sich am Widerstand gegen Adolf Hitler, weil er überzeugt war, dass das Gebot, nicht zu töten, dazu verpflichtet,

den Massenmord zu verhindern. Das Attentat auf Hitler scheiterte, Bonhoeffer wurde kurz vor Kriegsende im Konzentrationslager Flossenbürg ermordet. Bonhoeffer, dessen Theologie die Bergpredigt ins Zentrum stellte, wusste sich in der Nachfolge Christi und lernte im Widerstand zugleich Menschen kennen, die mutig das Richtige taten, ohne sich als Christen zu verstehen. Ihn bewegte deshalb «unablässig die Frage, was das Christentum oder auch wer Christus heute für uns eigentlich ist», wie er 1944 im Gefängnis von Berlin Tegel schrieb. Die gleiche Frage trieb die Gemeinde um, an die Paulus schrieb und die sich erst langsam zur Kirche zu verfestigen begann. Weil das Evangelium von einem der ganzen Welt zugewandten Gott erzählt, kann es für Bonhoeffer auch nur eine der ganzen Welt zuge-

wandte Kirche geben, die das Gute bewahrt. «Vom Segen Gottes und der Gerechten lebt die Welt», schreibt Bonhoeffer im Juni 1944. Es gehe nicht darum, die Welt zu verurteilen, sondern sie als trotz allem zu Gott gehörig anzunehmen. «Wir verlassen sie nicht, wir verwerfen, verachten, verdammen sie nicht, sondern wir rufen sie zu Gott, wir geben ihr Hoffnung.»

Wunderbar geborgen

Mit Blick auf Weihnachten und Neujahr schrieb Dietrich Bonhoeffer vor 80 Jahren im Kellergewächhaus an der Prinz-Albrecht-Strasse in Berlin seinen berühmten und berührenden Segen: «Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag. Gott ist bei uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag.» Die Zeilen klingen wie ein Echo auf die Metapher vom Panzer der Liebe, der durchlässig bleibt für die Not der Welt und zugleich auf wunderbare Weise schützt vor der Verzweiflung. Der Gefangene schreibt in seinem Begleitbrief zum Gedicht an Maria von Wedemeyer, er habe sich in seiner Zelle «noch keinen Augenblick allein und verlassen gefühlt». Ein «grosses unsichtbares Reich» hält geborgen, in dem auch das Ferne und Vergangene gegenwärtig wird: «Eure Gebete und guten Gedanken, Bibelworte, längst vergangene Gespräche, Musikstücke, Bücher bekommen Leben und Wirklichkeit wie nie zuvor.» Was in der Gemeinschaft, in Familie, Beziehung und Freundschaft an Liebe erfahren wird, schenkt Kraft und lässt das Gute leuchten, auch noch in der dunklen Stunde der Einsamkeit und des Todes.

Gott in Menschengestalt

Was nötig ist, damit der Umbruch bewältigt und Frieden gestiftet, Demokratie ermöglicht und die Freiheit bewahrt werden kann, gilt es zu debattieren, zu verhandeln, zu prüfen. Das Gute aber ist nicht verhandelbar. Was das Gute ist, wird deutlich im Blick auf Jesus, der das Gute als Tätigkeitswort versteht: «Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan» (Mt 25,40). Aus diesem Auftrag zog Bonhoeffer die Gewissheit, dass es keinen Ort gibt in dieser Welt, an dem Gott nicht ist und das Gute nicht getan werden kann: «Nicht die unendlichen, unerreichbaren Aufgaben, sondern der jeweils gegebene, erreichbare Nächste ist das Transzendente. Gott in Menschengestalt.»



Felix Reich
«reformiert.»-Redaktor

Gerechte Finanzlösungen helfen Mensch und Umwelt

Wirtschaft Vor 50 Jahren gründeten Kirchen eine Genossenschaft, um Menschen im Globalen Süden Kleinkredite zu ermöglichen. Klimawandel und diverse Krisen verändern das Geschäftsmodell.

Investoren aus Industrieländern finanzieren Kredite für die Ärmsten der Welt, denen keine Bank Geld geben will – aus dieser Idee heraus entstanden in den 70er-Jahren Mikrofinanzkredite. Ganz vorn dabei: die Kirchen. 1975 gründeten sie auf Initiative des Ökumenischen Rats der Kirchen die «Ecumenical Development Cooperative Society». 68 Kirchen wurden damals Mitglieder. Zwischenzeitlich änderte die Genossenschaft mit Sitz in den Niederlanden ihren Namen. Als «Oikocredit» feiert sie 2025 nun ihr 50-jähriges Bestehen.

Die Vision, die Welt mit Investitionen gerechter zu machen, treibt heute mehr Menschen um als noch vor 50 Jahren. Der Impact-Investment-Spezialist Tameo schätzte das Marktvolumen für Investitionen, die eine messbare positive soziale und ökologische Wirkung erzielen, 2023 weltweit auf 95 Milliarden US-Dollar. Oikocredit ist über die Jahre gewachsen, rund 53 Millionen Menschen erreichte die Genossenschaft nach eigenen Angaben 2023. Doch mit einer Bilanzsumme von rund 1,15 Milliarden Euro ist sie ein kleiner Marktteilnehmer.

Ein gesättigter Markt

«Mittlerweile handelt es sich um einen gesättigten Markt», erklärt Annette Krauss, Mikrofinanzexpertin an der Universität Zürich. «Darum steht die Finanzierung der reinen Vergabe von Mikrokrediten nicht mehr im Vordergrund, und Investoren suchen sich vermehrt neue Tätigkeitsfelder.»

So auch Oikocredit. Zwar vergibt die Genossenschaft via Partner in Schwellen- und Entwicklungsländern nach wie vor Kredite an Kleinunternehmen oder an Gewerbetreibende und unterstützt sie so, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Seit Jahren gehe es aber vermehrt darum, Menschen mittels Partnerfirmen Zugang zu weiteren Finanz- und Versicherungsdienstleistungen zu ermöglichen, etwa einem eigenen Konto, so Mirjam 't Lam, die Ge-



Teilhabe am Finanzwesen dank Mikrofinanzinvestitionen: Frauen im Senegal.

Foto: Oikocredit

schaftsführerin von Oikocredit International. Mit 76 Prozent macht dieses sogenannte inklusive Finanzwesen den Grossteil der Geschäftstätigkeit aus, gefolgt von Landwirtschaft und erneuerbaren Energien.

Inskünftig sollen diese Bereiche mehr Gewicht erhalten. 't Lam weist im Gespräch mit «reformiert.» auf Herausforderungen durch Klimawandel, Krisen und Kriege. «Deswegen passen wir unsere Geschäftsstrategie an, bemühen uns etwa, die Menschen vermehrt dazu zu befähigen, mit den Auswirkungen des

Klimawandels klarzukommen.» Es geht um Themen wie die Finanzierung von Bewässerung, aber auch Bildung, zum Beispiel im Hinblick auf anderes Saatgut oder neue Anbauzyklen.

In der Sparte erneuerbare Energien will Oikocredit ebenfalls wachsen. 't Lam nennt Beispiele: «Wenn etwa Familien in ländlichen Gegenden ein Solarpanel bekommen und nachts Licht haben, lernen die Kinder zwei bis drei Stunden länger. Das ist eine enorme Verbesserung für die Entwicklung von Kindern

«Wir haben mitgeholfen, die Mikrofinanzbranche zu formen.»

Mirjam 't Lam
Geschäftsführerin Oikocredit

und ihren Familien.» Auch Gewerbe entwickle sich in elektrifizierten Orten besser. Geht es nach 't Lam, soll Oikocredit vermehrt ganze Gemeinschaften in den Blick nehmen. Dazu wolle die Genossenschaft stärker auf Mischfinanzierungen setzen, bei denen öffentliches und privates Kapital eingesetzt wird.

Dass die Genossenschaft noch immer im Markt mitmisch, ist für Mikrofinanzexpertin Krauss erfreulich. «Denn Oikocredit hat stets stark auf die soziale Wirkung seiner Investments geachtet und diverse Branchenstandards gesetzt.»

Auch 't Lam betont den Einfluss, den Oikocredit über Jahrzehnte hatte. «Wir haben mitgeholfen, die Branche so zu formen, dass wir verantwortungsvolle Investoren bleiben», sagt sie. Oikocredit habe etwa eine weltweite Brancheninitiative ins Leben gerufen, die alle Interessensgruppen an einen Tisch bringe. Bei ihren Partnern messe die Genossenschaft die ökologischen und sozialen Auswirkungen und achte auf die Unternehmensführung.

Kritische Vorfälle

Das strenge Vorgehen ist auch Antwort auf Kritik, die die Branche im Lauf der Jahre einstecken musste. So wurden Fälle von Kreditnehmenden bekannt, die wegen überhöhter Zinsen in Überschuldung gerieten, oder von Partnerbanken, die mit unlauteren Mitteln ausstehende Zahlungen einforderten.

Verantwortlich zu investieren, bedeute, Unstimmigkeiten auf den Grund zu gehen und Fehler möglichst zu korrigieren, sagt 't Lam. Um etwa das Überschuldungsproblem einzudämmen, habe Oikocredit mitgeholfen, in Kambodscha ein Kreditbüro einzurichten, bei dem die Kredite – verbunden mit neuen Vorschriften – registriert werden. Auch Krauss bescheinigt der Branche angemessene Reaktionen auf Problemfälle. So seien etwa Kundenschutzinitiativen entstanden.

Oikocredit hat die Rendite auf zwei Prozent begrenzt, in dem Rahmen brachte die Genossenschaft ihren annähernd 48 000 Investorinnen und Investoren einen bescheidenen, aber stabilen Ertrag. Seit 2023 können Privatpersonen ihr Geld direkt in Oikocredit International einbringen, ohne den Umweg über nationale Fördervereine. Noch heute machen Kirchen sowie kirchennahe Organisationen den Grossteil der Genossenschaftsmitglieder aus. Isabelle Berger, Cornelia Krause

«Ein Ort für ethisch korrekte Investments»

Gründung Der Berner Pfarrer Ueli Burkhalter über die Anfänge der Mikrokreditbranche und die Haltung der Kirchen in den 70er-Jahren.

Sie haben Oikocredit über Jahrzehnte in diversen Funktionen begleitet. Wie kam es zur Gründung der Genossenschaft?

Ueli Burkhalter: Ethisches Investieren war Thema an der Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen 1968. Fragen nach Gerechtigkeit und Frieden waren wichtige Themen an der Konferenz. In diesem Jahr war die ganze Welt in Aufruhr. Viele Kirchen steckten ihre Pensionskassengelder in die Waffenindustrie, die wegen des laufenden Vietnamkriegs hohe Dividenden einbrachte. Es gab dann in der Versammlung junge Rebellen, die

sagten: Es kann nicht sein, dass wir von Gerechtigkeit sprechen, aber nicht schauen, wo wir unser Geld investieren. 1975 wurde dann die «Ecumenical Development Cooperative Society» gegründet.

Wie kam es zur Gründung des Deutschschweizer Fördervereins? Ursprünglich konnten nur Kirchen, Bistümer, Landeskirchen und Klöster Mitglied bei der internationalen Genossenschaft werden. Das war beinahe deren Todesurteil, denn die kirchlichen Kassiere erwiesen sich als sehr vorsichtig. Aber es gab viele Privatpersonen, die sehr wohl be-

reit waren, Geld anzulegen. Deshalb wurde der Deutschschweizer Förderverein gegründet, über ihn wurden die Gelder in die internationale Genossenschaft investiert. Seit 2023 kann jede und jeder direkt bei Oikocredit International anlegen. Der Förderverein konzentriert sich nun auf Bildung und betreibt Sensibilisierungsarbeit, er soll das Terrain für neue Investoren ebnen.

Die Berner Kirche hat sich bereits recht früh stark in der Genossenschaft engagiert.

Ja, wir unterstützten das Anliegen als Kirche sehr. Wir fanden, dass die Kirchen einen Ort brauchen, wo sie ihre Reserven ethisch korrekt investieren können.

Wie steht es um das Engagement der Berner Kirche heute?

Refbejuso ist bis heute stark involviert. Die Berner Kirche hat mehr als eine Million Franken investiert. Damit ist sie die grösste kirchliche Investorin der Schweiz. Bislang hat

die Berner Kirche via den Förderverein bei Oikocredit investiert, 2025 will sie Direktmitglied werden – quasi als Aktion zum 50-jährigen Jubiläum von Oikocredit. So werden wir inskünftig auch ein Stimmrecht bei der Generalversammlung haben und international sichtbar werden. Wir hoffen auch, dass dieser Beitritt unsere Kirchgemeinden motiviert, ebenfalls bei Oikocredit zu investieren.

Gibt es Projekte, an die Sie sich besonders erinnern?

Die Generalversammlungen von Oikocredit International fanden oft in einem der Projektländer statt. Ein Projekt, das mich sehr berührte, war jenes der Peruanerin Irene Castro. Damit sie ihr Getreide nicht mehr tagelang mit dem Esel in ein anderes Tal bringen musste, kaufte sie mit einem Kredit von 300 Dollar eine kleine Mühle. Mit der Zeit hatte sie vier Angestellte, und die Leute aus dem ganzen Tal brachten ihr Getreide zu ihr. Sie beeindruckte

mich mit ihrer Geschäftstüchtigkeit. Sie konnte nicht lesen und schreiben, den Kreditvertrag mit der Oikocredit-Partnerbank hatte sie mit dem Abdruck ihres Daumens unterzeichnet. Aber sie rechnete mir genau vor, wie viel Geld ihr die Geschäfte eintrugen. Damit konnten ihre Kinder die Schule besuchen.

Interview: Isabelle Berger



Ueli Burkhalter, 63

Ueli Burkhalter ist Pfarrer in der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Diessbach. Von 2002 bis 2011 war er im Vorstand des Fördervereins Oikocredit deutsche Schweiz, ab 2003 als dessen Präsident. Danach blieb er bis 2021 in diversen Funktionen für Oikocredit tätig, erneut auch im Vorstand. Er investiert selbst bei Oikocredit.



Der Bau des Hotels in Waltensburg durch die Genossenschaft Ucliva in den 80er-Jahren war eine Schweizer Pionierleistung.

Foto: Luca Wilhelm

Gutes Wirtschaften sichtbar machen

Wirtschaft Im Vergleich zu Europa hinkt die Schweiz im Bereich Social Entrepreneurship hinterher. Doch das soziale Unternehmertum gewinnt an Bedeutung und steht alljährlich auch auf der Agenda des WEF.

Das Hotel Ucliva, in der Surselva wunderbar eingebettet auf einer Höhen Terrasse am Südhang des Vorderrhodens, war das erste Öko-Hotel der Schweiz. Vor 41 Jahren nahm es seinen Betrieb auf. Was damals als Protestaktion gegen die Überbauung von Gemeindeland mit Fertighäusern, «den Ausverkauf der Heimat», und als Massnahme gegen die Abwanderung begann, ist heute ein erfolgreiches Beispiel für soziales Unternehmertum, im internationalen Sprachgebrauch Social Entrepreneurship genannt.

Das Hotel gehört bis heute einer Genossenschaft, die es lange selbst führte. Die seit sieben Jahren angestellte Prächterin verfolgt den Ansatz «was der Boden in Waltensburg hergibt, das kommt bei uns auf den Tisch» auch weiterhin.

Hinzugekommen ist der unternehmerische Fokus auf die Bereiche Natur, Kultur und Seminar. Im Kern sei das Projekt so aktuell wie damals und erfülle die Nachhaltigkeitsziele vollumfänglich, sagt Helen Issler, Genossenschafterin der ersten Stunde und Mitglied bei Social Entrepreneurship Schweiz (Sens). Den

Verein hat Nationalrat Eric Nussbauer 2017 gegründet mit dem Ziel, das Wirtschaften zum Nutzen der Gesellschaft zu stärken.

Der Verein definiert fünf Prinzipien für ein soziales Unternehmertum: eine soziale, ökologische oder kulturelle Wirkung des Unternehmenszwecks; 50 Prozent der Erlöse sollen aus Dienstleistungen oder Produkten resultieren; Entscheidungskompetenzen und Verantwortung liegen autonom beim Unternehmen; Ertragsüberschüsse werden mehrheitlich für die Gesellschaft reinvestiert; Stakeholder (Kunden, Lieferanten, Mitarbeitende, Investoren) erhalten Mitwirkungsmöglichkeiten. Unternehmen von Social Entrepreneurs verbinden ihre Arbeit, im Gegensatz zu profitorientierten Unternehmen und rein spendenbasierten Organisationen, immer mit einer positiven gesellschaftlichen Wirkung (Impact-Orientierung).

heitlich für die Gesellschaft reinvestiert; Stakeholder (Kunden, Lieferanten, Mitarbeitende, Investoren) erhalten Mitwirkungsmöglichkeiten. Unternehmen von Social Entrepreneurs verbinden ihre Arbeit, im Gegensatz zu profitorientierten Unternehmen und rein spendenbasierten Organisationen, immer mit einer positiven gesellschaftlichen Wirkung (Impact-Orientierung).

Sichtbar machen

Im Monitor von Sens ist auch das Ucliva aufgeführt. «Es gibt einige Unternehmen, Stiftungen und Organisationen in der Schweiz, die diese Voraussetzungen bereits erfüllen», sagt Pascale Bruderer, frühere Nationalratspräsidentin und als solche einst zur Young Global Leader des World Economic Forum (WEF) in Davos gekürt.

Heute ist sie Unternehmerin und ist unter anderem Mitgründerin des IT-Start-ups Crossiety, einer Online-Plattform für Gemeinden, Städte und Regionen. Mit dem WEF verbindet Bruderer aber noch etwas anderes. Sie ist Mitglied im Stiftungsrat der Schwab Foundation for Soci-

al Entrepreneurship, einer Schwesterorganisation des WEF, die den Austausch für soziales Unternehmertum weltweit fördert. Nötig ist eine Stärkung vor allem in der Schweiz. Laut Sens hinkt das Land bei der Förderung des sozialen Unternehmertums im Vergleich mit anderen europäischen Ländern hinterher.

Ein Grund sei die fehlende offizielle Definition sowie der rechtliche Rahmen für Social Entrepreneurship, sagt Sens-Geschäftsführerin Rahel Pfister. «Der Staat müsste die bereits bestehenden Institutionen, an denen Social Entrepreneurship thematisiert wird, beispielsweise an den Hochschulen oder in den Beratungsstellen, stärker unterstützen.»

Um Social Entrepreneurship überhaupt sichtbar zu machen, zeichnet die Schwab Foundation jedes Jahr Sozialunternehmerinnen und Sozialunternehmer aus. Pascal Bruderer sitzt als Stiftungsrätin in der Jury. «Am kommenden WEF wird es diesbezüglich eine Überraschung geben», verrät sie. Rita Gianelli

Nachhaltig wirtschaften

Better Entrepreneurship Policy ist ein Online-Tool, mit dem Interessierte lernen, wie junge Menschen, Frauen, Arbeitslose, Migranten in der Entwicklung sozialer Unternehmen gefördert werden können. Am 22. Januar, 16.30–18 Uhr, organisiert die Schwab Foundation einen Anlass für Davoser Schüler zu Social Entrepreneurship.

www.betterentrepreneurship.eu
www.schwabfound.org

Gepredigt

Wachsamkeit bedeutet Widerstand

In dieser Nacht bewachten einige Hirten draussen auf dem Feld ihre Herden (Lukas 2,8). Jesus sprach zu ihnen: Meine Seele ist zu Tode betrübt. Bleibt hier und wachet mit mir (Matthäus 26,38).

Als der Evangelist Lukas von den Hirten in der Umgebung von Bethlehem spricht, sagt er nur, dass sie bei ihren Schafen sind und Wache halten. Kurz vor dem Ende seines Lebens bittet Jesus seine Jünger im Garten Gethsemane, mit ihm zu wachen. Am Anfang des Lebens Jesu gibt es Menschen, die Wache halten. Und am Ende seines Lebens ertönt ebenfalls die Aufforderung zum Wachen. Das Verb «wachen» ist heute nicht mehr in Mode. Wir bevorzugen die Verben «glauben», «lieben», «handeln», auch in den Kirchen. In einer Welt, die von Schnelllebigkeit und Effizienz geprägt ist, denken wir, dass «wachen» gleichbedeutend ist mit Unbeweglichkeit, Ohnmacht, Resignation. So überhören wir die Aufforderung Jesu, Wache zu halten. Warum sollten wir wachen?

Erstens, weil wachen bedeutet, zu warten. Wir warten auf einen Herrn, der an Weihnachten bereits geboren wurde, der aber noch in unser Leben hineingeboren werden und in unserer Existenz Wurzeln schlagen muss. Warten bedeutet, dass wir versuchen zu verstehen, bevor wir handeln, dass wir nachdenken, bevor wir urteilen, dass wir empfangen, bevor wir glauben, dass wir geben können. Jesus verlangt von den Hirten nicht, die Welt auf den Kopf zu stellen, er fordert von seinen Jüngern nicht, eine Revolution zu machen. Er verlangt von ihnen lediglich, präsent zu sein.

Wir könnten meinen, dass es zu wenig ist, einfach nur anwesend zu sein. Dabei ist es das Schwierigste, das es gibt. Es ist nicht leicht, am Bett eines Sterbenden zu stehen oder sich der Verzweiflung eines gescheiterten Lebens zu stellen. Jesus sagt, dass das Wachen, das Beistehen, das Dabeisein der Anfang aller Veränderung ist. Viele Menschen warten heute nicht auf eine Revolution in ihrem Leben, sondern auf eine Geste der Menschlichkeit, der Anwesenheit, der Zärtlichkeit. Wachsamkeit bedeutet Widerstand. Es geht darum zu lernen, Formen der Resignation zu widerstehen, in jedem Bereich des Lebens: in der Politik wie in der Arbeit, in der Hoffnung, im Glauben. Der Resignation zu widerstehen, der eigenen Unwirksamkeit, dem Gefühl der Sinnlosigkeit unseres Lebens, das uns manchmal jeden Schwung nimmt. Warten, präsent sein, widerstehen: im Wissen, dass Gott selbst über uns wacht.

Gepredigt am 10. Dezember in Brusio



Paolo Tognina
Pfarrer in Poschiavo

Aus dem Kirchenrat

Sitzung vom 21.11.2024

Hospiz

Der Kirchenrat wählt den Pfr. Rolf Bärtsch, Sennwald, als Seelsorger im Hospiz Graubünden in Maienfeld. Bärtsch wird sein Amt – als Nachfolger von Pfr. Dr. Simon Becker – am 1. März 2025 antreten.

Kommunikation

Der Kirchenrat genehmigt die drei Schwerpunkte der Stabsstelle Kommunikation für 2025–2026. Diese sind: (1) Stärkung der Reputation und

Mitgliederbindung mit Fokus auf das Thema «Warum Kirche?»; (2) Erstellen von Videos zu kirchlichen Berufen und deren sinnstiftendem Erleben; (3) crossmediale Bündelung der Kommunikationskanäle.

RTR

Der Kirchenrat delegiert Pfr. Tobias Ulbrich, Thusis, in die Commissione ecclesiastica dal Radiotelevision Svizra Rumantscha (RTR).

Paarlando

Pascal Zürcher, Zizers, wird Berater an der Paar- und Lebensberatung Graubünden. Dies haben die Verwaltungskommission der Katholischen Landeskirche und der Kirchenrat

entschieden. Zürcher wird Nachfolger von Pfrn. Angelika Müller, die in den Ruhestand tritt. Seine Tätigkeit wird er am 1. März 2025 aufnehmen.

Con spirito

Auf Anregung des Dekanats schlägt der Kirchenrat vor, das neu erschienene Gesangheft der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) für die Handbibliotheken der Pfarrämter anzuschaffen. Es enthält Lieder in allen Landessprachen und fördert das vielsprachige Singen.

CAS-Ausbildung

Der Kirchenrat empfiehlt Pfr. Dr. Christoph Reutlinger aus Tschlin zum Ausbildungspfarrer.

Vikariat

Der Kirchenrat genehmigt das Vikariat von Martin Perl, Rhäzüns, bei Pfr. Jens Köhre in Flims.

Konkordatskonferenz

Der Kirchenrat nimmt zur Kenntnis, dass die Öffnung des Quereinsteiger-Studiengangs (QUEST) für Bachelor-Absolventen auch den gewünschten Erfolg zeigt: Die Nachfrage ist im Vergleich zum Vorjahr um 50 Prozent gestiegen.

Religion unterrichten

Der Kirchenrat beauftragt Pfr. Oliver Santschi, Sufers, als Dozenten am Ausbildungskurs «Religion unterrichten lernen» (RUL). Stefan Hügli

Ein Notfallplan soll die Personallücke schliessen

Pfarramt Die reformierte Kirche plant eine kleine Revolution. Um weiterhin alle Stellen besetzen zu können, sollen Personen, die nicht Theologie studiert haben, ein Pfarramt übernehmen dürfen.

Bereits jetzt buhlen Pfarrwahlkommissionen um Bewerberinnen und Bewerber, Pfarrerinnen und Pfarrer können sich ihre Stellen meistens aussuchen. Absehbar ist, dass in den nächsten 15 Jahren 300 Pfarrstellen nicht besetzt werden können. Das geht aus Berechnungen des Konkordats für die Pfarrausbildung hervor, dem 19 Kantonalkirchen angehören. Erst danach soll sich die Lage entspannen, weil mit dem Mitgliederschwund auch die Zahl der Pfarrstellen schrittweise zurückgeht.

Um die Lücke zu schliessen, wurde das Konzept «Plan P» entwickelt, das «reformiert.» vorliegt. Berufsleute mit Hochschulabschluss, aber ohne Theologiestudium, sollen eine Pfarrstelle übernehmen können.

Auf ein Aufnahmegespräch, bei dem auch die Sozialisation thematisiert wird, folgt ein Assessment. Mit der Anstellung beginnt ein dreimonatiges Einstiegsmodul, begleitet von Supervision und Kursen.

Darauf können die ausgewählten Personen im Pfarramt tätig werden. Allerdings verdienen sie nur 80 Prozent eines regulären Pfarrlohns, erhalten keine Wählbarkeit und können sich somit nicht auf eine andere Pfarrstelle bewerben.

Nur bei einer Mangellage

Auf Pfarrstellen bewerben sich heute oft auch schlecht oder nicht im Pfarrberuf ausgebildete Personen. Das verkürzte Theologiestudium für Quereinsteiger hat den Landeskirchen zwar zusätzliches Personal beschert, die Lücke nach der Pensionierungswelle können sie damit aber nicht schliessen.

Der «Plan P» soll die Anstellungsbedingungen für Interessenten ohne Pfarrausbildung harmonisieren und eine verbindliche Schulung etablieren. Thomas Schaufelberger, der die Aus- und Weiterbildung der Pfarrerinnen und Pfarrer leitet, geht davon aus, dass das Programm nur für die nächsten zehn Jahre nötig ist. Deshalb richtet sich das Angebot an Akademiker ab 55 Jahren. Pro Jahr müssen voraussichtlich rund 30 Personen angestellt werden. Schaufel-



Der Unterschied bleibt: Nur Theologinnen und Theologinnen erhalten die Wahlfähigkeit.

Foto: Christine Bärlocher

berger betont, dass es sich um «eine rein temporäre Notlösung» handelt, die eine «akute Mangellage» voraussetze. «Die Zulassungskriterien zum Pfarrberuf werden nicht angetastet.»

Entstanden ist die Idee in einer Kaffeepause. Schaufelberger hatte intensive Gespräche mit Pfarrwahlkommissionen und Kirchenleitungen hinter sich. Wenn sich Kirchgemeinden für Bewerberinnen und Bewerber entscheiden, die über keine Wahlfähigkeit verfügen, geraten Kirchenleitungen in Zugzwang. Schaufelberger spürte, «dass es nun eine radikale Lösung braucht».

Dammbrech verhindern

Wie schnell es ging, dass aus der Idee ein Programm wurde, war für Schaufelberger selbst überraschend. «Das zeigt, wie gross die Not ist.» Auch die Dringlichkeit, eine Erosion der Ausbildungsstandards zu verhindern, sei hoch. Wenn die Kirchen-

«Ich erhielt den Eindruck, dass es jetzt eine radikale Lösung braucht.»

Thomas Schaufelberger
Leiter Pfarrausbildung

leitungen die Voraussetzungen für die Wahlfähigkeit aufweichen, um die Gemeinden zufriedenzustellen, wird es schwierig, zu den bisherigen Kriterien zurückzukehren. Einige Kantonalkirchen setzen schon heute vereinzelt auf Laienprediger.

Ein Dammbrech bei den Anforderungen für die Wahlfähigkeit von Pfarrpersonen hätte «verheerende Konsequenzen», warnt Schaufelberger, da «die Attraktivität des Berufs zunichtegemacht würde». Zum Weisens Kern der Reformierten gehöre, dass Pfarrpersonen zur Reflexion fähig und akademisch gebildet seien.

Der Notfallplan und eine Anpassung des Konkordatsvertrags werden nun den Mitgliedskirchen zur Vernehmlassung vorgelegt. Zum Konkordat gehören 19 Landeskirchen, nur die Romandie und Bern sind nicht dabei. Die Synoden der Konkordatskirchen entscheiden im nächsten Jahr. Ziehen sie mit, kann das Programm ab 2026 umgesetzt werden. Felix Reich, Cornelia Krause

Das Pfarramt attraktiver machen

Landeskirche 15 Prozent der Kirchgemeinden in Graubünden stehen ohne feste Pfarrperson da. Die Kirchenleitung sieht im «Plan P» Chancen.

Der «Plan P» sei eine aussergewöhnliche Massnahme, die jedoch zeige, «wie gross die Not ist», sagt Erika Cahenzli, Kirchenratspräsidentin der Bündner reformierten Landeskirche.

Im Kanton haben zurzeit 11 von 73 Kirchgemeinden keine besetzte Pfarrstelle. Das kirchliche Leben in den Gemeinden wird mit pfarramtlichen Stellvertretern, die oft im Pensionsalter sind, aufrechterhalten.

Die Frage, wie Fachkräfte für das Pfarramt gewonnen werden können, brennt den Bündner Kirchgemeinden also längst auf den Nägeln. Was die Kirchenleitung gegen den

Nachwuchsmangel unter den Pfarrerinnen und Pfarrern mache, wurde auch im letzten Sommer auf der Pfarrsynode im Engadin gefragt.

Erika Cahenzli ist sich der Problematik durchaus bewusst und sieht im Konzept von «Plan P», das Personen ohne Theologiestudium den Zugang zum Pfarramt eröffnen will, Lösungspotenzial: «Eine Massnahme, die Kirchgemeinden durch eine schwierige Zeit tragen kann.»

Wichtig sei an dieser Stelle jedoch, dass die Kompetenzen der Absolventen sowie Entlohnung und Berufsbezeichnung klar geregelt seien. Ca-

henzli sieht sonst Konfliktpotenzial in der Zusammenarbeit mit jenen Pfarrpersonen, welche die volle Ausbildung absolviert haben.

«Wir brauchen die theologische Kompetenz der Pfarrpersonen», sagt die Kirchenratspräsidentin. In regionalen Teams sieht sie eine Chance, dass Fachkräfte mit verschiedenen Ausbildungen zusammenarbeiten. Das wäre in Graubünden dort möglich, wo Kirchregionen Kapazitäten haben, Quereinsteiger zu begleiten.

Kompetenz entscheidend

Noch mehr erhofft sich die Bündner Kirchenleitung jedoch von einem anderen Ausbildungsweg ins Pfarramt. Bei diesem können Theologiestudierende bereits mit dem Bachelor in die Berufspraxis und ihr Lernvikariat machen.

Der Vorschlag «Plan P» stehe und falle letztlich mit der Frage, wer für die Ausbildung ohne Theologiestudium zum Pfarramt zugelassen werde. «Das Weltbild und die berufliche

Kompetenz der Interessenten muss zu den Anforderungen der reformierten Landeskirche passen», sagt Erika Cahenzli. Das soll mit einem Assessment, ein Zulassungsverfahren, garantiert werden.

Die Bündner Landeskirche hat allerdings schon vor dem nun in die Vernehmlassung geschickten Notfallplan selbst Massnahmen ergrif-

«Der Plan P beinhaltet Massnahmen, die Kirchgemeinden durch schwierige Zeiten tragen können.»

Erika Cahenzli
Kirchenratspräsidentin

fen, um Mitarbeitende und vor allem neue Pfarrpersonen zu gewinnen. Cahenzli verweist auf ein Gesetz, dass Pfarrpersonen bis zum 70. Lebensjahr im Amt arbeiten können. Zudem gibt es Lockerungen bei der Wohnsitzpflicht. Und wer nicht Religion an der Schule unterrichten möchte, was im Bündner Pfarramt immer Pflicht war, kann den Auftrag an eine Lehrperson abgeben.

Attraktivität des Pfarramts

Geografiebedingt gibt es im Bündnerland viele Einzelpfarrämter. «Die regionale Zusammenarbeit ist in einigen Kirchgemeinden aber bereits jetzt intensiv», sagt Erika Cahenzli. In diesem Sinn trifft sich auch jährlich die Pfarrsynode und arbeitet an der Entwicklung der Kirche.

In der Synode und auch in der Stellendotierung sieht Erika Cahenzli eine hohe Attraktivität im Bündner Pfarramt: «Die Kirchgemeinden haben bei uns noch eine überschaubare Grösse.» Constanze Broelemann

DOSSIER: Grosseltern

Die Nähe war einfach immer schon da

Generationen Klaus (86) und Florian Bäumlín (22) verbindet eine enge Beziehung. Einst war es der Grossvater, der seinen Enkel trug, heute fühlt sich der Senior vom Junior in Alltagsdingen getragen.

Klaus Bäumlín stützt sich beim Gehen auf einen Stock aus Bambus mit gebogenem Griff. «Ich bin halt etwas wackelig geworden», sagt der 86-Jährige. Sein Gang mag vielleicht etwas unsicher geworden sein, doch der Ehrendoktor der Theologischen Fakultät Bern und ehemalige Pfarrer demonstriert beim Besuch in seinem Haus mit Blick auf die Altstadt seine innere Stärke. Hellwach, verschmitzt und energisch zeigt er sich an diesem Nachmittag.

Klaus Bäumlín stellt den Stock in die Ecke und packt mit an, als es darum geht, auf dem Balkon den Tisch und einen Klavierhocker für das Foto mit Enkel Florian ins beste Licht zu rücken. «Weisst du noch, Flo, auf diesem Hocker haben wir oft gesessen und vierhändig Klavier gespielt», sagt er. «Ja, wenn ich nicht üben wollte», erwidert Florian und lacht. Der 22-jährige Medizinstudent ist das jüngste der vier Enkelkinder von Klaus Bäumlín und seiner Frau. «Grosatt! Diesen Tisch müssen wir aber noch etwas abwischen», bemerkt er dann und holt einen Lappen aus der Küche.

Bereits nach wenigen Minuten in diesem warmen Zuhause, das von Büchern, Notenblättern, Kunst und Pflanzen fast überzuquellen scheint, merkt man: Grossvater und Enkel sind im Hause Bäumlín ein eingespieltes Team.

Grossvater und Vaterfigur

«Ich habe mit allen vier Enkelkindern ein herzliches Verhältnis, aber mit Florian teile ich eine besondere Geschichte», erzählt Klaus Bäumlín. Florian zog kurz nach seiner Geburt mit seiner Mutter zu Klaus und Ursula Bäumlín und wuchs zu einem grossen Teil bei den Grosseltern auf. Für Klaus Bäumlín, damals gerade frisch pensioniert, «ein grosses Geschenk». Noch einmal habe er so ein kleines Wesen um sich

gehabt, noch einmal miterleben dürfen, wie ein Mensch wächst und lernt und sich entwickelt. «Es bereitete mir jeweils grosse Freude, mit Florian zu spielen», erinnert sich Klaus Bäumlín. «Und du hast aus allem ein Spiel gemacht», erwidert der Enkel. «Das machst du noch heute gern.»

Musste der Holzboden in Klaus Bäumlíns Arbeitszimmer gewischt werden, spielten Grossvater und Enkel einen imaginären Curling-Match. Aufräumen? Abwaschen? Alles ein Spiel! «Dafür erfindet der Grosatt noch heute neue Varianten», sagt Florian. Sein Grossvater könne die langweiligste Aufgabe in eine heitere Angelegenheit verwandeln. «Das bewundere ich.»

Hoch oben durchs Quartier

Eine der frühesten Erinnerungen von Florian an seinen Grossvater: wie dieser ihn spätnachts auf den Schultern durchs Quartier trägt. Er litt als kleiner Bub unter Pseudokrapp, und das Herumtragen an der frischen Luft half gegen die Atemnot. «Ich weiss noch, wie ich alles von hoch oben sehen konnte.»

«Heute trägst du mich», wirft sein Grossvater ein. Der Enkel sei sehr hilfsbereit. «Wenn ich ein Problem mit meinem Computer habe, schaut er es sich an.» Und kürzlich hätten sie beide in einer eher abenteuerlichen Aktion Schnee vom ehemaligen Hühnerstall geschaufelt.

Mehrmals wöchentlich kommt Florian, der auch einen guten Draht zu seiner Grossmutter hat, zum Essen. Klaus Bäumlín hat sich auf seine alten Tage noch das Kochen beigebracht, um seine Frau zu entlasten. Und auch, um eine Aufgabe zu haben, seit er mit dem Unterrichten an der Volkshochschule aufgehört hat. Er probiert gerne Rezepte aus. «Es schmeckt immer gut», sagt Flo.

Wer den beiden zuhört, spürt ihre innige Verbundenheit. Haben sie denn jemals Meinungsverschiedenheiten, gar Streit? Beide überlegen länger. «Meinungsverschiedenheiten vielleicht früher, als ich noch jünger und nerviger war», sagt Florian und zwinkert seinem Grossvater zu. Diskutiert hätten sie oft über das Thema Religion und Glaube. «Mein Grossvater hat natürlich versucht, mir seine Liebe für die Bibel und sein



Stock und Kamera symbolisieren für Klaus und Florian Bäumlín ihre Grossvater-Enkel-Geschichte.

Foto: Elisabeth Real

«Flo lebt in seiner Zeit und Welt, ich in meiner. Aber wir beide haben einen gemeinsamen Boden.»

Klaus Bäumlín
Grossvater von Florian Bäumlín

grosses Interesse an theologischen Fragen näherzubringen. Aber er gab mir nie das Gefühl, dass ich auf dieselbe Art glauben müsste wie er», sagt Florian.

Das Rezept für ihre harmonische Beziehung beschreibt Klaus Bäumlín so: «Flo lebt in seiner Zeit und Welt, ich in meiner. Aber wir haben einen gemeinsamen Boden, und wir lassen uns in unserer Verschiedenheit leben.» Eigentlich, wirft Florian ein, sprächen sie zum ersten Mal so ausführlich darüber. «Unsere Beziehung war einfach immer da.»

Stütze für Generationen

Der Gehstock, der mit auf das gemeinsame Foto soll, gehörte Klaus Bäumlíns Grossvater. «Der Stock stützte ihn, heute stützt er mich», sagt Bäumlín. Er musste ihn etwas kürzen lassen, weil der Grossvater grösser war als er. Ob er damit zum Wochenmarkt gehe, die Treppen hoch in sein Arbeitszimmer oder

einfach spazieren: «Oft kommt mir dann mein Grossvater in den Sinn und Psalm 23: Dein Stecken und Stab trösten mich.»

Florian wird diesen Stock eines Tages erben. Vielleicht wird er sich als alter Mann darauf stützen und an seinen Grossvater denken. «Für mich müsste ich aber den Stock wieder verlängern lassen», sagt er. Vielleicht reiche es ja, ihn ins Wasser zu stellen? «Dann wächst er wieder!» Und Grossvater und Enkel lachen laut heraus. Mirjam Messerli

Unscheinbar, aber wertvoll: Gegenstände, die «reformiert.»-Redaktorinnen und Redaktoren an ihre Grosseltern denken lassen.

Grossvater scherzte zahnlos, wir giggelten

Kamen unsere Grosseltern zu Besuch, sassen sie mit meinen Eltern im Wohnzimmer, redeten Erwachsenenzeugs und tranken dazu Pulverkaffee. Irgendwann fanden meine Geschwister und ich heraus, wie wir ein bisschen Action ins Geschehen bringen konnten.

«Grossvati, zeigst du uns dein Gebiss?», fragte eines von uns. Einem Ritual gleich passierte darauf immer dasselbe. Die Grossmutter, eine rundliche Dame im Deuxpièces, protestierte entsetzt: «Walter, um Gottes willen, das gehört sich doch nicht!» Doch der Grossvater lachte breit, sagte aber nichts, und so kletterten wir auf seinen Schoss, bettelten: «Nur ganz kurz, bitte, Grossvati!» Als Grossmutter klar war, dass sich Grossvater unserer Charmeoffensive nicht würde entziehen können, seufzte sie ergeben: «Aber nicht hier im Wohnzimmer!»

Schaurig lustig

Nun zogen wir den alten Mann mit uns in den Flur, hüpfen übermütig auf und ab, während er mit beiden Händen in den Mund griff und sein komplettes Gebiss hervorholte. Gruselig sah die Doppelreihe Zähne aus, die er uns entgegenstreckte. Zahnlos scherzte Grossvater mit uns, wir giggelten ausgelassen.

War die Prothese wieder da, wo sie hingehörte, kramte er sein Lederportemonnaie aus der Hosentasche und drückte jedem von uns einen Zweifränkler in die Hand. Und honorierte damit unseren Mut und den Humor. **Veronica Bonilla Gurzeler**



Jeder YB-Match war ein kleines Abenteuer

Wenn ich in meinem Elternhaus diesen Wimpel der Young Boys sehe, kommen mir die unzähligen Fussballspiele im Wankdorfstadion Bern in den Sinn, welche ich mit meinem Grossvater, meinem Vater und meiner Schwester besucht habe.

«So, fangt endlich an, dann können wir bald wieder heim!», brummte mein Grossvater vor dem Anpfiff mantramässig am Stumpen in seinem Mundwinkel vorbei. Je kälter der Wind über die Stehplatztribüne pfiff, desto grantiger wirkte er. Tief zog er seinen Hut in die Stirn und kündigte die nächste Niederlage von YB an. Meistens zu Recht.

Ein Familienfanclub

Schon die Autofahrt in die Stadt war ein Abenteuer für meine Schwester und mich. Wir zwei sassen mit dem Grossvater jeweils auf dem Rücksitz, vorn ein Nachbar, der den Fanclub vervollständigte und wie mein Grossvater häufig schlechte Laune zu haben schien. Im Rückblick erinnere ich mich an die beiden an die zwei grantigen betagten Herren aus der «Muppet Show».

Meine Schwester und ich durften uns in der Pause ein «Flusco» kaufen, eine Schoggi. Manchmal fragten wir am Stand, ob wir dazu gratis ein Stück Brot mit Senf bekämen. Noch heute denke ich bei YB nicht zuerst an Resultate, sondern an die Stunden, die ich mit Grossvater und Papi im Stadion verbrachte. Inzwischen sind beide gestorben. Ich glaube, sie schauen von irgendwoher weiter zu. **Mirjam Messerli**

Mit dem Koffer öffnete ich eine Zeitkapsel

2004 starb meine Grossmutter mütterlicherseits im Alter von 84 Jahren. Ich erbe ihre Nähmaschine. Obwohl ich Grossmama als Kind und Jugendliche nicht selten besuchte, blieb sie für mich stets etwas unnahbar. Doch als ich den Nähmaschinenkoffer öffnete und den Inhalt untersuchte, gewann ich eine späte, ungeahnte Nähe zu ihr.

Alle Originalteile waren noch vorhanden, überdies hatte sie die Besitzerin um viele Zusatzteile ergänzt – ein Zeugnis ihrer herausragenden Kenntnisse in der Nähkunst. Zum Schutz vor Staub hatte sie für die Maschine aufwendig eine Haube genäht: aussen ein gestreifter Stoff, innen ein Futter und um die Öffnung herum eine fein säuberlich abgesteppte Einfassung. Nebst all dem Zubehör enthielt der Koffer auch Proben von Nähstichen, die die Grossmutter auf verschiedenen Stoffarten angefertigt und zum Teil beschriftet hatte.

Charakter in der Zeitkapsel

All das erinnerte mich an die ordentliche, arbeitsame, sorgfältige, sparsame und strenge Art meiner Grossmutter und auch an ihre Kreativität. Der Koffer hatte ihre Charakterzüge wie eine Zeitkapsel konserviert. Jedes Mal, wenn ich die Maschine in Betrieb nahm, stellte ich mir vor, wie Grossmamas Hände sie einst bedient hatten. Irgendwann ging die Maschine leider kaputt. Geblieben sind mir bloss noch ein paar Nähmaschinenfüsschen, die ich in Ehren halte. **Isabelle Berger**



Mit dem Opa einen über den Durst trinken

Die Sektgläser brauchen viel zu viel Platz in meinem kleinen Daheim. Doch in den schweren Schalen steckt Herkunft. Schlimme und schöne Geschichten meiner Vorfahren, die mich wohl mehr prägten, als mir bewusst ist. Jahrzehntlang standen sie im Wohnzimmerbuffet meiner deutschen Grosseltern, zwischen Likör-, Bier- und Schnapsgläsern. Meine Oma und Opa hatten oft Gäste, laut plaudernd sassen diese in der Stube oder in der Bar, die mein Opa im Keller eingebaut hatte.

Dort nippte ich mit etwa sieben Jahren zum ersten Mal heimlich an einem Bier, das ein Gast hatte stehen lassen. Es schmeckte grauenhaft und zugleich wunderbar aufregend nach der Welt der Erwachsenen.

Einige Gläser lang Einblicke

Hole ich die Sektgläser hervor, sehe ich die beiden jedes Mal vor mir. Meine Oma war eine fröhliche Genieserin, ass täglich um 15 Uhr Torte und genehmigte sich abends gern ein «Likörchen». Meinen Opa erlebte ich als kalt und streng. Ich wusste, meine Mutter hatte sehr unter ihm gelitten. Nur, wenn er betrunken war, wurde er weicher, dann erzählte er seine schlimmen Erlebnisse als Soldat im Zweiten Weltkrieg. «Der Hitler machte mein Leben kaputt», sagte er jeweils. War Opa wieder nüchtern, war die Tür zu seiner Seele wieder zu. Als Kind wich ich ihm aus. Heute würde ich gern mal mit ihm einen über den Durst trinken und dann ganz viele Fragen stellen. **Anouk Holthuiszen**

Polen blieb präsent, vor allem in der Küche. Jahre später fand ich auf einer Reise nach Warschau heraus, dass die Suppe auf Polnisch Jurek genannt wird. Sie gelingt mir zwar noch immer nicht so gut wie einst der Oma. Trotzdem freue ich mich aber jedes Mal darüber – wie damals als Kind. **Cornelia Krause**



Polen blieb präsent, vor allem in der Küche

Ich komme nach Hause, schmeisse den Schulranzen in die Ecke und rieche diesen eigentümlichen Geruch. Er verrät: Meine Oma ist zu Besuch und hat das Regiment übernommen. Auf dem Herd köchelt meine Lieblingsuppe vor sich hin, weissen Borschtsch nennt Grossmutter das Gericht. Die wichtigste Zutat ist Sauerteig, sie hat ihn bereits seit Tagen kultiviert.

Die Suppe ist eins von vielen Gerichten, die meine Grossmutter aus ihrem Geburtsland Polen in die neue Heimat Franken mitgenommen hat. Fein im Geschmack und doch deftig dank der Einlagen: Kartoffeln und «Stadturst».

Flucht und Vertreibung

Eine warme Suppe gehörte in den polnischen Wintern zum Essen dazu, und während wir in unserer Frauenrunde – Mutter, Schwester, Oma und ich – die Suppe löffeln, erzählt meine Oma von Flucht und Vertreibung. Im Kopf entstehen Szenen: wie sie im Wald dem russischen Panzer begegnete und dachte, das sei ihr Ende. Wie sie sich durchschlug, Hunderte Kilometer teils zu Fuss. Und wie sich die Familie nach dem Krieg wiederfand.

Polen blieb präsent, vor allem in der Küche. Jahre später fand ich auf einer Reise nach Warschau heraus, dass die Suppe auf Polnisch Jurek genannt wird. Sie gelingt mir zwar noch immer nicht so gut wie einst der Oma. Trotzdem freue ich mich aber jedes Mal darüber – wie damals als Kind. **Cornelia Krause**



«In den Kugeln steckt einiges an Lebensglück»

Mehr denn je spielen die Kugeln heute eine wichtige Rolle. Seit den Ferien in der Ardèche vor einem guten Jahr sind sowohl mein achtjähriger Sohn als auch ich selbst im Pétanque-Fieber. Das Spiel mit dem Rollen und Werfen von Kugeln auf Kugeln lieben wir beide.

Das Glück dieses Spiels lernte ich schon in meiner frühesten Kindheit kennen, damals aber noch mit anderen Kugeln. Nämlich dann jeweils, wenn wir beim Grosi in Feuerthalen an der Rheinseite gegenüber Schaffhausen im leicht müfflenden Keller die damals schon uralten Boccia-Kugeln aus Holz holen durften und auf dem Kiesweg im frohen bis ernstesten Spiel unsere Wurf- und Treffsicherheit übten.

Gemischte Gefühle bei Grosi

Ich hatte gemischte Gefühle, wenn es aus dem bernischen Zuhause in die Nordschweiz ging. Zwar mochte ich Grosi, aber es war immer etwas Distanz da. Die Mutter meines Vaters musste ihre drei Kinder schon früh alleine aufziehen, nachdem ihr Mann, mein Grossvater, in den Bergen zu Tode gestürzt war. Auch allein managte sie das Leben in ihrem Haus am Rhein energisch weiter. Resolut war sie, hatte aber ein grosses Herz, lachte auch, laut und gern, liebte uns Enkelkinder.

Das Spiel bei ihr war Teil meines Lebensglücks. Ich glaube, meinem Sohn ergeht es ebenso, auch ohne Grosi. Denn schon allein im Rund der Kugeln steckt viel von diesem Glück drin. **Marius Schären**

Nunui konnte aus allem irgendetwas basteln

Nunui, so nannten wir unsere Oma, weil meine Schwester Grossmama nicht aussprechen konnte. Diese kreative Namenserfindung passte perfekt zu ihr. Denn in ihrer Wohnung hatte Nunui ein Bastelatelier eingerichtet. Sie war ausgebildete Modistin und hatte vor der Familiengründung einen Hutladen geführt. Später gab sie Bastelkurse.

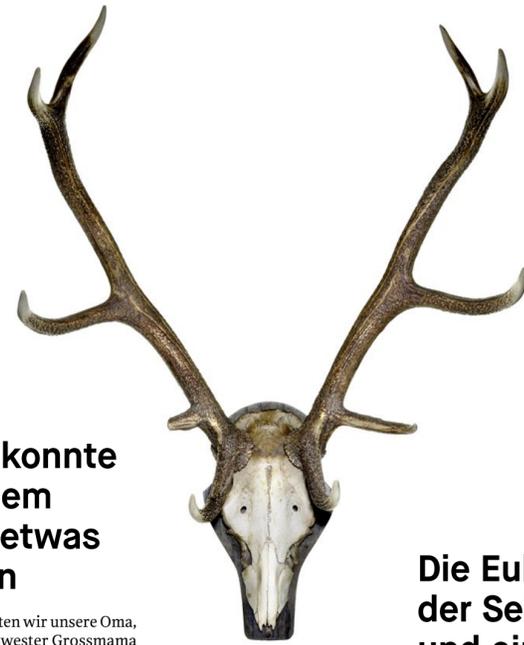
Aus allem wusste sie etwas zu machen. Heute würde man es Do-it-yourself aus Recyclingmaterial oder Upcycling nennen. Gut erinnere ich mich an die goldenen Zigarettenpapier, die sie als Buchzeichen benutzte und auch, um Figürchen und anderes zu falten. An den Tiefkühlkarton, auf dem wir zeichneten. Die elegante Tapete bei der Eckbank, die sie aus spannenden alten Zeitungsartikeln gefertigt hatte.

Die Vision vom Kulturcafé

Oft war ich bei Nunui und bastelte mit ihr. Sie starb, als ich zwölf war. Kurz vor ihrem Tod sagte sie: «Geh in mein Bastelatelier und nimm mit, was du willst.» Da ich ihren Tod verdrängte, holte ich nichts. Aber das Häuschen, dessen Fassade Nunui mit einem Druck aus einem Magazin tapeziert hatte, konnte ich zuletzt doch noch retten. Oft frage ich mich, was aus mir geworden wäre, wenn sie länger gelebt hätte. Gern schweige ich im Gedanken, dass ich ein Kulturcafé eröffnet hätte, in dem Nunui als elegante Dame ein Buch liess, meine Gäste unterhält und all den interessierten Do-it-yourself-Hipstern Basteltipps gibt. **Vera Kluser**



Fotos: Gerry Amstutz



Wie das Jagdglück zu meinem Dasein führte

Dieses Erbstück ist ein ungerader Zwölfender mit Eissprosse. Das sieben Kilo schwere Teil hat 83 Jahre und eine ganze Familiengeschichte auf dem Buckel. Den Rothirsch geschossen hat mein Grossvater Carl Harder, Gutsherr in Hohenwarth in einem Forst nordöstlich von Grimmen in Vorpommern.

Vom Jäger zum Gejagten

In jener Oktobernacht 1941, als er in einem Graben «auf Anstand» lag und zielte, war meine Grossmutter Hanna ausnahmsweise mit dabei. Der Mond schien, und die beiden freuten sich so über das Jagdglück, dass an Ort und Stelle meine Mutter gezeugt wurde. Als letztes von sieben Geschwistern.

Ich verdanke diesem Hirsch also meine Existenz! Und natürlich meinen Ahnen, wie wir alle – auch wenn sie uns teils schwere Tragestücke aus der Familiengeschichte hinterliessen. Mein Opi blieb zum Glück davon verschont, im Krieg auf Menschen schiessen zu müssen. Als Walter einiger Güter spielte er aber wohl eine Rolle bei der Versorgung der Wehrmacht.

Deshalb nahmen ihn die sowjetischen Besatzer 1945 selbst ins Visier, ja stellten ihn an die Wand. Abgedrückt haben sie zum Glück nicht; ein Kosakenoffizier liess sich vom verzweifelten Geschrei seines 11-jährigen Sohnes erweichen. Stattdessen steckten ihn die Russen in einen Viehwagen nach Sibirien, von wo er 1949 halb verhungert zurückkam. Er starb mit 93. **Christian Kaiser**

Die Eule, der Sekretär und ein Stück Heimat

«Die Eule muss mit», sagte mein Vater zu mir, als ich mich aufmachte, von meiner Heimatstadt in die Grossstadt Berlin zu ziehen. Die Eule sollte mir Gesellschaft leisten, so, wie sie ihn selbst während Jahren in der Ferne begleitet hatte.

In Berlin angekommen, fand der tönernen Vogel sein neues Plätzchen auf dem Sekretär meiner Grossmutter. Diesen hatte ich geerbt. Für die Eule war das Schreibmöbel vertrautes Terrain, hatte sie doch jahrelang den Schreibtisch meines Vaters bewacht. Besonders, als er im Internat am Bodensee fern der Heimat war.

Vom Wert der Klugheit

In meiner Jugendzeit jedoch längst im Bündnerland. Noch immer sitzt sie auf dem Sekretär meiner Grossmutter. Diesen haben ich vor ein paar Jahren – nicht ohne Aufwand – über den Schweizer Zoll gebracht, und es hat sich gelohnt. Jeden Tag, wenn ich am Sekretär meiner Grossmutter sitze, mich mit allerlei Bürokratie herumschlage oder auch bloss nachdenke, schaut die Eule mit ihren grossen Augen zu mir herunter, und ich denke an meine etwas eigenwillige, aber kluge Grossmutter. Wie oft brachte sie in unserer Grossfamilie mit einfachen Sätzen Dinge auf den Punkt und machte vor, wie sich Wesentliches von Unwesentlichem unterschieden lässt. Sie puzzelte gern und löste schwierigste Sudoku-Rätsel. Die Eule erinnert mich an sie, an die Heimat und den Wert von Klugheit. **Constanze Broelemann**

Spuren von einst

Grossvaters Sackmesser hatte sich in meiner Jugendzeit jedoch längst zum zivilen Werkzeug gewandelt. Er kratzte damit zum Beispiel auch seine Tabakpfeife aus und verwendete es auf unseren gemeinsamen Unternehmungen in freier Natur zum Schneiden des Proviantes. Sommers im Wald etwa, wo wir in Säcken Fichtenzapfen als Heizmaterial für den Winter sammelten. Oder auf den Emmental-Wanderungen.

Das Messer gehört jetzt mir. Die Klängen weisen noch die Schleifspuren des Grossvaters auf: Spuren vergangener Tage. **Hans Herrmann**



Ich denke an die schönen Sommertage im Wald

Das alte Sackmesser hat eine Klinge, einen Korkezieher, einen Dosenöffner. Und eine kleine Spezialklinge; mit diesem sogenannten Radierer lassen sich etwa Tintenflecken auf Briefen wegkratzen. Doch mein Grossvater, dem das Messer gehörte, schnitt sich damit die Fingernägel. Es war ein heikles Prozedere, aber er war geschickt und schaffte es stets verletzungsfrei.

Es war eine Gewohnheit aus dem Heute verbringt die Eule ihr Dasein im Bündnerland. Noch immer sitzt sie auf dem Sekretär meiner Grossmutter. Diesen haben ich vor ein paar Jahren – nicht ohne Aufwand – über den Schweizer Zoll gebracht, und es hat sich gelohnt. Jeden Tag, wenn ich am Sekretär meiner Grossmutter sitze, mich mit allerlei Bürokratie herumschlage oder auch bloss nachdenke, schaut die Eule mit ihren grossen Augen zu mir herunter, und ich denke an meine etwas eigenwillige, aber kluge Grossmutter. Wie oft brachte sie in unserer Grossfamilie mit einfachen Sätzen Dinge auf den Punkt und machte vor, wie sich Wesentliches von Unwesentlichem unterschieden lässt. Sie puzzelte gern und löste schwierigste Sudoku-Rätsel. Die Eule erinnert mich an sie, an die Heimat und den Wert von Klugheit. **Constanze Broelemann**



«Eigentlich hatte ich gar keine Zeit»

Gesellschaft Sie erweitern das enge Netz der Kernfamilie und gönnen den Kindern auch mal den «schönen Ausnahmezustand»: die Historikerin Heidi Witzig über die Rolle der Grosseltern.

Was bedeutet es für Sie persönlich, Grossmutter zu sein?

Heidi Witzig: Sehr viel. Meine Enkelin ist jetzt neun, mein Enkel 15 und einen Kopf grösser als ich. Als sie klein waren, habe ich sie immer mittwochs gehütet, obwohl ich damals als freischaffende Historikerin viel unterwegs war. Eigentlich hatte ich keine Zeit und konnte mir regelmässiges Hüten nicht vorstellen. Als ich dann aber mein erstes Enkelkind als Neugeborenes im Spital sah, traf es mich mitten ins Herz, und ich sagte: Ja, ich will!

Wie ist die Beziehung zu Ihren Enkelkindern heute?

Die beiden wohnen in Winterthur in der Nähe und kommen mich oft besuchen. Unsere Beziehung ist in allen Teilen beglückend und schön.

Für unser Dossier suchten Redaktoren und Redaktoren nach Erinnerungsstücken an ihre Grosseltern. Von den Grossmüttern kam sofort viel zusammen, Grossvaterstücke waren seltener. Zufall?

Nein, kein Zufall. Wir sprechen hier von Grosseltern aus der Kriegs- und ersten Nachkriegsgeneration. Sie lebten zumeist noch in den traditionellen Rollenmustern: der Mann zu 100 Prozent im Erwerbsleben, die Frau zu 100 Prozent in der Familienarbeit. Da liegt es auf der Hand, dass sich der Enkelgeneration vorab die Grossmütter einprägen.

Was für Erinnerungen haben Sie selbst an Ihre Grosseltern?

Ich war oft bei den Grosseltern mütterlicherseits in den Ferien. Sie waren junge Grosseltern, entsprechend habe ich sie als «junge Alte» in Erinnerung. Speziell war, dass meine jüngsten Onkel und Tanten damals noch Teenager waren und immer noch in ihrem Elternhaus – also bei meinen Grosseltern – lebten. Im Gegensatz dazu war mein Grossvater väterlicherseits sehr alt, denn mein Vater war einer der Jüngsten von acht Kindern.

Die Erinnerungen an die Grosseltern sind meistens schön. Warum? Das trifft zur Hauptsache auf die Schweiz zu. Das Land blieb während des Zweiten Weltkriegs militärisch ja verschont. Die Väter und künftigen Grossväter überlebten den Aktivdienst praktisch alle. So

blieb in der Schweiz auch die ökonomische Situation relativ intakt, und in den Nachkriegsjahren setzte der Wohlstandsboom früh ein. Grosskinder konnten ihre Grosseltern somit in einem gesicherten und behaglichen Umfeld erleben. Anders als so viele Kinder etwa in Deutschland, deren Väter und Grossväter im Krieg gefallen waren.

Vielleicht scheint es ja auch nur so, als hätten die meisten Menschen verklärte Erinnerungen an ihre Grosseltern.

Richtig. Es sind nämlich vor allem Leute mit guten Erinnerungen, die erzählen. Schlechte Erinnerungen verschweigt man lieber. Und dann gibt es all die Verdingkinder, die gar nie das Privileg hatten, in eine Familie mit Eltern, Geschwistern und Grosseltern eingebunden zu sein. Weder kannten sie ihre Grosseltern, noch konnten sie im Alter selbst Grosseltern sein.

Das Bild der Grosseltern hat sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt, von den gesetzten «Weissköpfen» hin zu «jungem Alten».

Die Lebenserwartung ist mit dem Wohlstand gestiegen, und die Medizin macht laufend Fortschritte. 1880 betrug die durchschnittliche Lebenserwartung 42 Jahre, heute sind es über 80 Jahre. Grosseltern sind heute länger gesund und wirken oft jünger als Gleichaltrige vor einem halben Jahrhundert. Konnte man Ende der 1940er-Jahre, als die AHV eingeführt wurde, nach der Pensionierung noch mit ein paar wenigen Lebensjahren rechnen, so sieht man heute eine ganze Enkelgeneration aufwachsen.

Was können Grosseltern, was Eltern nicht können?

Nach meiner Erfahrung können sich Grosseltern mehr Zeit nehmen. Und sie haben eine andere Rolle, dürfen ihren Enkelkindern einen angenehmen Ausnahmezustand bieten, nach dem Prinzip: zum Dessert zwei Glacés statt nur eine. So hielt ich es jedenfalls selbst mit meinen Grosskindern, und es war mit den Eltern abgesprochen. Aber die Schulaufgaben, die mussten sie auch bei mir machen, das war klar.

Was würde fehlen, wenn Kinder keine Grosseltern hätten?

Das klassische Modell Mutter-Vater-Kind ist sehr in sich geschlossen. Eltern sind heute sehr nahe an ihren Kindern dran, coachen und trainieren sie, bringen sie zur Schule, betreuen sie generell sehr eng. Kinder brauchen aber mehr. Früher, in den Grossfamilien, war das Beziehungsnetz noch offener. Grosseltern sind



Legosteine erinnern die Historikerin Heidi Witzig an die Zeit, als sie ihre Enkelkinder hütete.

Foto: Elisabeth Real

«Manche hatten nie das Privileg, in eine Familie eingebettet zu sein.»

wichtig, weil diese eine zusätzliche Dimension in die familiäre Struktur hineinbringen. Für Kinder, deren Grosseltern nicht mehr leben oder weit weg wohnen, wäre es auf jeden Fall schön und wertvoll, wenn eine alte Person im Wohnquartier ein bisschen Ersatzgrossmutter beziehungsweise -vater sein könnte.

Viele Grosseltern betreuen ihre Enkelkinder regelmässig und helfen so mit, Kita-Kosten teilweise einzusparen. Ist das in Politik und Gesellschaft angekommen?

Es wird schon wahrgenommen. Die Betreuungsleistung der Grosseltern ist in der Tat gross. Laut Bundesamt für Statistik leisten Grossmütter und

Grossväter hochgerechnet 160 Millionen Betreuungsstunden pro Jahr im ungefähren Wert von acht Milliarden Franken.

Sollte diese Leistung finanziell abgegolten werden?

Ich frage mich, ob eine Monetarisierung die richtige Antwort ist, auch mit Blick auf Care-Arbeit generell und das Führen des Haushalts. Aber Arbeit ist es, das ist klar. Optimal wäre, wenn sich Partner hälftig in unbezahlte Care-Arbeit und Erwerbsarbeit teilen würden.

Sie engagieren sich in der GrossmütterRevolution. Wie steht es derzeit mit dieser Bewegung?

Angefangen hat es vor etwa 15 Jahren, die Pionierinnen von damals sind nun um die 80 und treten leiser. So wie ich auch, ich halte mich heute eher im Hintergrund. Jetzt ist eine neue Grossmüttergeneration am Drücker, mit neuen Themen.

Welche Themen sind das?

Die politischen Forderungen nach einem sicheren und gesunden Leben im Alter sind dieselben geblieben, zum Beispiel in Sachen 2. Säule. Die GrossmütterRevolution setzt heute aber vermehrt auch auf die Förderung von Aktivitäten in allen möglichen kulturellen Bereichen, dazu auf die Vernetzung mit anderen Grosseltern in ganz Europa.

Sie sind auch bei den KlimaSeniorinnen. Wie sehen Sie klimapolitisch die Zukunft der Jungen?

Nicht besonders optimistisch. Ich habe mich aber engagiert, und die schlechten Prognosen muss ich nicht allein auf meinen Schultern tragen. Und doch bleibt die Frage: Genügt es, im Kleinen zu wirken, und im Grossen bleibt alles so, wie es ist? Wichtig ist, beides im Auge zu haben. Interview: Christa Amstutz und Hans Herrmann

Heidi Witzig, 80

Sie studierte Geschichte und Kunstgeschichte an den Universitäten Zürich und Florenz. Seit 1986 ist Heidi Witzig freischaffende Historikerin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Alltags- und die Frauengeschichte. Bei der GrossmütterRevolution und den KlimaSeniorinnen gehört sie zu den Gründungsmitgliedern.

Vom Trubel der Stadt weg zum Rhythmus der Natur

Pfarramt Pfarrer Jürg Scheibler hat im Avers eine neue Berufung gefunden – näher bei den Menschen, weiter weg von bürokratischen Hürden der Stadt, aber mitten im Gemeinschaftsleben eines Dorfes.

«Wer hat schon so eine Sicht aus seinem Büro?», fragt Jürg Scheibler. Die grossen Fenster geben den Blick auf eine nahezu unberührte, wildromantische Landschaft frei – das Avers. Das bündnerische Hochtal, knapp eine Stunde von Chur entfernt, beheimatet die höchste ganzjährig bewohnte Siedlung Europas: Juf liegt 2126 Meter über Meer.

Der Pfarrer wohnt nur zehn Autominuten vom Dorf entfernt, in Cresta. Dort befinden sich Lebensmittelgeschäft, Tankstelle, Schule, Gemeindehaus und eine Kirche. Im Volksmund heisst sie «Edelweisskirche». Sie ist auf einem felsigen Vorsprung gebaut, hinter ihr erheben sich die mächtigen Alpen.

Von der Stadt ins Hochtal

Das Pfarrhaus, in dem Jürg Scheibler im vierten Jahr lebt, ist in wenigen Minuten zu Fuss von der Kirche erreichbar. Es ist im neutralen Stil der 60er-Jahre gehalten und bietet Aussicht mit Bergkulisse. Das Mittagessen hat Jürg Scheibler selbst gekocht. «Ich habe eigentlich nie effektiv geplant, hierherzukommen», sagt er. «Die Dinge sind einfach auf mich zugekommen.»

Der gebürtige Baselbieter war zuvor in der grössten Kirchgemeinde in Basel als Pfarrer tätig – vor allem in der Jugendarbeit. Eine Silvesterfeier im Avers und der Hinweis «Du weisst ja, dass sie hier einen Pfarrer suchen» gaben Scheibler den Anstoss, sich auf die Stelle zu bewerben.

Von der Stadt in ein bündnerisches Hochtal. Kann das gutgehen? «Ja – ich wurde hier mit offenen Armen empfangen», sagt er. «Unkompliziert» sei es hier, weniger bürokratisch als in der Stadt. Etwas, was Scheibler in seinen vergangenen Dienstjahren in Basel zunehmend zu schaffen machte. Jahresplanung, Personalplanung, Perspektiven entwickeln: Scheibler waren es zu viele Managementaufgaben und zu wenig Zeit für seine Theologie.

Hier im Avers könne er nun wieder ganz Pfarrer sein. «Mit den Menschen unterwegs sein», das tue ein Pfarrer, das habe er gelernt, und ge-



«Dem Himmel ein wenig näher»: Jürg Scheibler ist Pfarrer der Kirchgemeinde Avers-Ferrera.

Foto: Mayk Wendt

«Mir gefällt es, mit den Menschen unterwegs zu sein.»

Jürg Scheibler
Pfarrer

nau dort sieht er auch die Zukunft in seinem Beruf.

Scheibler ist nun für 130 Reformierte im Einsatz und für vier historische Kirchen zuständig. Ob er hier auf dem Land anders predige als in der Stadt? «Ganz und gar nicht.» Die Menschen hier oben seien weise. Jürg Scheibler lernt von ihnen, im Rhythmus mit der Natur zu leben. Man sei aufeinander angewie-

sen, zum Beispiel, wenn es innerhalb eines Tages einen «Chlapf Schnee» gebe. Dann kann es sein, dass sich die Bewohnerinnen und Bewohner des Dorfs gegenseitig aushelfen.

Teil der Dorfgemeinschaft

Sowieso fasziniert Scheibler, wie die Menschen die Balance zwischen Gemeinschaft und Privatsphäre halten. «Hier oben, wo sich alle kennen, sind die eigenen vier Wände ein wichtiger Rückzugsraum. Als Pfarrer bin ich trotzdem in den Häusern willkommen.» Das empfindet Scheibler als grosses Privileg und «als Zeichen des Vertrauens».

Die politischen Lagerkämpfe in der Kirchgemeinde, wie sie hin und wieder in Stadtgemeinden vorkommen, gebe es hier nicht, vielmehr gehe es darum, Lösungen zu finden. «Als Pfarrer bin ich Teil der Dorfgemeinschaft, weniger ein Exot wie in der Stadt.» Scheibler unterrichtet neun Kinder der Primarschule, die «Grossen und die Kleinen». Dass er

als Pfarrer in der Schule Religion unterrichten dürfe, empfinde er als ein Privileg.

Die Menschen im Avers sind zu meist Landwirte, sie arbeiten beim Kraftwerk Hinterrhein, im Steinbau oder haben Lkw-Unternehmungen. Acht Hotels, zwei Skilifte und ein Paradies zum Wandern, Bouldern oder für Skitouren bietet die Region. Einzig die Winter seien ihm manchmal etwas zu lang, sagt Jürg Scheibler, dann nehme er den Weg nach Basel.

Er kehrt aber immer gerne zurück: «Gemeindepfarrer im Avers zu sein, fühlt sich an wie ein heilsames Zurückkommen in meinen ursprünglich erlernten Beruf.»

Mit dem Umzug ins Hochtal warf der Pfarrer Ballast ab. Auch äusserlich: Jürg Scheibler predigt nicht mehr im Talar, und seine Gottesdienste kommen nun mit einem Gemeindelied weniger aus als früher. Eine ältere Besucherin hatte ihm gesagt: «Drei Lieder tun es auch, Herr Pfarrer.» Constanze Broelemann

Kindermund



Wie man entsorgte Liebe wachsen lässt

Von Tim Krohn

Bigna hat in der ehemaligen Bankfiliale im Erdgeschoss unseres Hauses einen Pop-up-Store eröffnet. Ein Laden ist es nicht wirklich, an der Tür steht: «Entsorgungsstelle für liegengeliebene, doppelte und ungeliebte Geschenke und Dinge aller Art.» Ich war der erste Besucher. «Was bringst du?», fragte Bigna. «Noch nichts, aber ich wohne ja nur eine Tür weiter. Was willst du?» «Egal, irgendwas, das du loswerden willst.» Ich machte kehrt und kam mit einer Schachtel Postkarten wieder, die mit Sinsprüchen bedruckt waren, einem Werbegeschenk. Bigna untersuchte die Karten, roch am Papier, lauschte dem Geräusch, wenn beim Öffnen der Schachtel das Vakuum sich mit leisem Ploppen löste, und sagte: «Sehr schön. Dieses Geräusch ist sehr tröstlich, wenn man an einem kalten Wintertag allein zu Hause ist.»

«Ich schenke sie dir», sagte ich. «Kannst du gar nicht mehr, du hast sie schon entsorgt», erklärte Bigna und zog eine Karte aus dem Stapel. «Wahre Freundschaft ist eine sehr langsam wachsende Pflanze», stand darauf. Das Kind nahm einen Marker zur Hand und zeichnete langsam, aber stetig eine Schlingpflanze auf die Karte, manche Blüten hatten herzförmige Blätter, andere aufgerissene Mäuler mit Spitzzähnen – so lange, bis die Karte damit bedeckt war. Zuletzt wurden an den Rand die Worte «blera fortuna» gequetscht, viel Glück.

«Jetzt du.» Bigna liess mich eine Karte ziehen und gab mir den Stift. «Aber ist das nicht schade?», fragte ich, «danach kann sie niemand mehr gebrauchen.» «Na, und ob! Da hat es jemand gut gemeint, war aber nicht sehr begabt. Wir schenken unsere Begabung dazu.» Seufzend las ich: «Wenn ich liebe, werde ich reicher um das, was ich liebe», dachte nach und schrieb darunter: «Wenn ich liebe, werde ich reicher um meine Liebe.» Bigna strahlte: «Ich wette, darauf wärest du ohne die doofe Karte nicht gekommen. Jetzt wieder ich.»

So verbesserten wir alle 25 Karten, danach wollte ich sie wieder mitnehmen. Aber Bigna sagte: «Nichts da, entsorgt ist entsorgt. Die verkaufe ich dem Nächsten. Du wirst dich wundern, wie viel ich verdiene.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landkinds Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Will Gott uns wirklich in Versuchung führen?

In «reformiert.» 9/2024 schrieb Ihre Kollegin, dass sie Gott mehr wie einen «Dirigenten, der uns Menschen orchestriert» sehe. Mir gefällt diese Aussage. Sie bringt mich zu meiner Frage, die ich schon vielen Ihrer Kolleginnen und Kollegen gestellt habe und die sehr unterschiedlich beantwortet wurde: Warum beten wir im Vaterunser «Herr, führe uns nicht in Versuchung, sondern...»? Das wäre doch ein hinterhältiger Dirigent, der solches machte.

Ihre Irritation ist für mich nachvollziehbar. Man könnte die Bitte so (miss)verstehen. Als ob Gott willentlich den Menschen verführen, zu Fall bringen, ja töten wollte! Das wäre eine teuflische Verwechslung der böswilligen Verführung mit der gottgewollten Erprobung. Angemessener finde ich deshalb eine Formulierung von Frère Roger Schütz im Lied «Christus, dein Licht». Dort heisst es: «Christus, dein Licht verklärt unsre Schatten. Lasse nicht zu, dass das Dunkel zu uns spricht.» In der Versuchungsbitte höre ich dieses «lass es nicht zu» zusammen mit der nachfolgenden Bitte, «sondern erlöse uns vom Bösen».

Ich paraphasiere: «Lass es nicht zu, dass wir uns verrennen und meinen, dein Reich sei unser Reich. Bewahre uns vor der Verblendung, wir hätten alles im Griff, wenn wir unseren Willen

durchsetzen.» Das ist unsere Versuchung, die Wurzel des Bösen, und nein, hier geht es nicht um Schoggi, Schnaps und Sex. Das Wort «Versuchung» erinnert vielmehr daran, dass Jesus vom Geist in die Wüste geführt wird, wo er es mit dem verkehrten Gott zu tun bekommt. Jesu Treue wird auf die Probe gestellt. Er könnte Brot aus Steinen herstellen und sich mit einem Gott-Zauber selbst retten, die Welt beherrschen. Jesus besteht die Probe.

Wenn wir also beten «führe uns nicht in Versuchung», geben wir zu, dass wir seine Probe nie bestehen würden – und wissen doch, dass wir wie Gott sein wollen. Es ist die urmenschliche Versuchung. Ich gebe zu – es bleibt ein Schatten auf Gott. Aber die Vorstellung, dass ein hinterhältiger Gott uns im Griff hat, finde ich noch dunkler. Lieber an-

erkenne ich seine Herrschaft und bekenne meinen Hang zur Allmacht, den Drang, die Welt zu dirigieren und Gott zu instrumentalisieren. Und bitte immer wieder darum, dass er mich vom Bösen erlöst.



Ralph Kunz
Professor für Praktische Theologie,
Universität Zürich

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Corinne Dobler (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info

Café-Kirchen schaffen neue Begegnungen

Diakonie Kirchliche Gastroprojekte bieten Kulinarik, Soziales und Spiritualität. Sie sind komplex und aufwendig, bieten aber eine Chance. In Graubünden gibt es bisher nur erste Ansätze.

Früher genügte eine Kaffeemaschine, um das Kirchgemeindehaus in ein Bistro zu verwandeln. In Städten wie Bern oder Zürich gibt es jedoch einen Trend zu kirchlichen Gastroprojekten. Diese sind nicht nur komplexer und aufwendiger, sie zielen oft auch auf ein anderes Publikum: wohlwollend-distanzierte wie auch kirchenferne Menschen.

Eines dieser Projekte ist das Alte Pfarrhaus in Muri bei Bern. Seit 2021

bietet es neben einer Kaffeebar von Mittwoch bis Freitag einen Brunch am Sonntagmorgen sowie mehrere Co-Working-Arbeitsplätze.

«Das ist ebenso Kirche, einfach in einer anderen Form», resümiert Silvia Tapis die Zeit in Muri. Sie war am Aufbau des Gastroprojekts beteiligt und hat den Betrieb anschliessend drei Jahre lang geleitet.

Café-Kirchen gehören zu neuen Formen und Ansätzen der Kirche, um

nahe bei den Menschen zu sein. Der Fokus liegt auf dem persönlichen Austausch: auf dem Raum für Begegnung, Dialog und Glauben. In den kirchlichen Gastrobetrieben finden die Gäste neben Kulinarik nachhaltige Produkte, Angebote der Sozialdiakonie und Gemeinschaftliches.

Sich willkommen fühlen
Dabei herrscht kein Konsumzwang: sowohl auf kulinarischer wie auch auf spiritueller Ebene. «Die Gäste kommen herein, können zuerst einmal einfach sein und sich orientieren. Wenn sie zu mir an die Theke treten, weiss ich, sie möchten etwas von mir, egal ob einen Kaffee oder ein offenes Ohr», sagt Tapis.

Zentral für die 42-jährige Bündnerin ist, dass sich Menschen hier willkommen fühlen. «Café-Kirchen sind Begegnungsorte, wo Leistung und Erwartungen keine Rolle spielen. Diese Orte sind in unserer Gesellschaft immer seltener. Deshalb ist es wichtig, dass wir als Kirchen daran festhalten», sagt Tapis. Solche Cafés bieten für Kirchen gerade in Zeiten von Mitgliederschwund die Chance, kirchendistanzierte Menschen mit Kirche in Kontakt zu brin-

gen. «Ein Café zieht jene Menschen an, die sonst nicht an kirchlichen Aktivitäten teilnehmen würden», erklärt Silvia Tapis.

In Graubünden gibt es kirchliche Gastronomieprojekte bis jetzt nicht. Allenfalls könnte die Casa Caumasee in Flims in eine solche Richtung gehen. Dort probiert sich die reformierte Kirchgemeinde in neuen Angeboten von Kirche in einem Haus aus, das ihr geschenkt wurde: «Unser Auftrag in der Casa liegt auf der biblischen Botschaft. Wir verstehen diese auch als Gastfreundschaft», beschreibt Projektleiterin Ramona Liebeton. Im Sommer gab es ein Pop-up-Café, im Advent verwandelte sich die Casa in ein Bastelhaus mit Ad-

ventsgeschichten. Curdin Mark, Präsident der Kirchgemeinde Chur, sieht momentan kein kirchliches Gastroprojekt in seiner Gemeinde. «Wir haben die Räumlichkeiten nicht und es ist nicht unsere Kernkompetenz.» Mark verweist auf das wöchentliche Kirchencafé der Gemeinde.

Sich mit den Profis messen
Silvia Tapis weiss, dass Gastroprojekte viel Know-how voraussetzen: «Wir müssen uns an den Gastroprofis orientieren.» Tapis selbst besitzt ein Wirtepatent. Obwohl die kirchlichen Cafés nicht gewinnorientiert arbeiteten, müssten sie von Anfang an betriebswirtschaftlich konzipiert werden, so Tapis.

Erika Cahenzli, Kirchenratspräsidentin in Graubünden, versteht das Ermöglichen von Begegnungen als wichtige Aufgabe der Kirche. Dass kirchliche Gebäude überall im Kanton präsent sind, auch dort, wo vielleicht das Restaurant oder Café zugemacht hat, sieht sie als Chance. Wie diese Orte und Räume gestaltet werden, ob als Café oder auf andere Weise, liegt in den Händen der Kirchgemeinden vor Ort.

Nicola Mohler, Constanze Broelemann

«Das ist einfach Kirche in anderer Form.»

Silvia Tapis
Leiterin kirchlicher Gastroprojekte

INSERATE

Rezeptfreie Hilfe gegen den Kater.

Wir sind da bei Alkohol- und weiteren Suchtproblemen. Nicht nur nach dem Silvester, sondern das ganze Jahr. Unbürokratisch, unentgeltlich, für Betroffene und Angehörige.

Blaues Kreuz zh.blaueskrenz.ch
Zürich

Perspektiv+
Inhaltsstoff: 500 mg Elakreutin

Unbürokratische und unentgeltliche Hilfe garantiert. Durch umfassende Beratung bei Alkoholproblemen. Perspektiv+ verhilft zu mehr Lebensqualität und weniger Abhängigkeit.

Mehr Informationen: zh.blaueskrenz.ch

Für nachhaltige Perspektiven bei Alkohol- und weiteren Suchtproblemen.

Blaues Kreuz
Zürich

Spendenkonto: IBAN CH10 0070 0114 8059 5273 1
Zürcher Kantonalbank, zugunsten Blaues Kreuz Kantonalverband Zürich

WIR HELFEN EFFIZIENT UND ZIELGERICHTET

Seit über 50 Jahren unterstützt das Waldenserkomitee in der deutschen Schweiz die Waldenserkirche in Italien und am Rio de la Plata in Argentinien und Uruguay.

Ihre Spende oder Ihr Legat ermöglicht uns, diese Unterstützung weiterzuführen und ein wichtiges Zeichen der Solidarität und Verbundenheit zu setzen.

Einfach mit TWINT spenden oder via:
IBAN: CH14 0900 0000 8004 4699 8

Waldenserkomitee in der deutschen Schweiz
www.waldenser.ch

KEREN קרן HAJESSOD היסוד
Für die Menschen Israels

Sichern Sie mit Ihrem Legat Ihren Einfluss auf die nächste Generation in Israel. Werden Sie Teil von Israels Geschichte.

PC-Konto 80-30297-4
IBAN CH29 0900 0000 8003 0297 4
info@kerenhajessod.ch
www.kerenhajessod.ch

Ein erfülltes Leben erhellt auch das Leben anderer. In der Gegenwart – wie in der Zukunft.

ONLINE SPENDEN

Obdachlos **Jetzt spende!**

Ihre Spende schenkt Obdach und Wärme für Menschen in Not.

Jetzt via Twint spenden. Danke!

sw-sieber.ch

Sozialwerk Pfarrer Sieber

Bündner Safran
aus dem Domleschg
Safranpralinen
Zigerklee
Schaffelle
Bündner Legenden

siehe Shop: www.caviezelbau.ch

reformiert

Überall, wo du bist. Jetzt online lesen.

Verein Kunst und Kirchenbau (K.u.K.)
Symbolik und Geschichte mittelalterlicher Kunst

Tagesausflüge und Studienreisen - Programm:
www.kunst-und-kirchenbau.ch

Moissac, Beaulieu, Conques
grosse romanische Portale in Frankreich

26. Juni – 2. Juli 2025

K.u.K., Postfach, 3001 Bern | 031/534'19'75 | info@k-u-k.ch

Geschichten
für alle Generationen

• Vorlesen
• Lesen
• Erzählen

Im Buchhandel oder auf www.mutaborverlag.ch

Tipps

Buch

Gefahr und Nutzen nah beieinander

Die Alpen sind ein Lebensraum, der Spannungen vereint. Kapellen an schwierigen Passagen verdeutlichen dies ebenso wie die Anrufung einer lawinenabwehrenden Göttin auf einem Hausspruch oder die Emotionen der Alpinistinnen und Alpinisten beim Erreichen eines schwer zugänglichen Gipfels. Doch die Alpen bleiben trotz Tourismus und Technik unkontrollierbar. Das Buch «Grenzgänge» thematisiert dieses Spannungsverhältnis. rig

A.-K. Höpflinger u. a. (Hg.): Grenzgänge. Religion und die Alpen. TVZ, 2024



Protest gegen Gipfelkreuze: Lachender Buddha auf dem Badile. Foto: Marco Volken

Christoph Biedermann



Agenda

Bildung

Kompass fürs Leben

Bündner Männertagung zum Thema «Kompass für ein gutes Leben». Referent: René Meier. Veranstalter: Team Bündner Männertagung.

11./12. Januar, 9.15 Uhr
Hotel Seebüel, Prättigauerstrasse 10, Davos Wolfgang

Anmeldung: 081 410 10 20 oder info@seebuel.ch, www.seebuel.ch

Menschen mit Demenz begleiten

Basiswissen über Demenz und deren Auswirkungen auf den Alltag. Mit Fallbeispielen. Leitung: Raimund Klesse, Dr. med. FMH Psychiatrie, Psychotherapie; Brigitte Büchel, Beraterin Alzheimer GR.

5./12. Februar, 8.45–16.30 Uhr
Seniorenzentrum Rigahaus, Gürtelstrasse 90, Chur

Anmeldung: 081 257 11 85, www.guidle.com/5BVTQT, johannes.kuoni@gr-ref.ch

Open Forum

Gesellschaft ohne Hürden

Um Chancengleichheit zu gewährleisten, müssen das Bildungssystem und der Arbeitsplatz neu gestaltet werden.

Mo, 20. Januar, 18.30–19.45 Uhr
Schweizerische Alpine Mittelschule, Aula, Guggerbachstrasse 3, Davos Platz
www.weforum.org/de/openforum/

Bausteine für eine starke Gesellschaft

Wie kann man sicherstellen, dass Wohnraumpolitik soziale Gerechtigkeit fördert und Ausgrenzung verhindert?

Fr, 24. Januar, 9.30–10.45 Uhr
Schweizerische Alpine Mittelschule, Aula, Guggerbachstrasse 3, Davos Platz
www.weforum.org/de/openforum/

Die Macht der Daten

Welche Praktiken sind nötig, um Risiken zu erkennen und zu minimieren, Schäden zu verhindern und Vertrauen sowie Sicherheit im Netz zu fördern?

Di, 21. Januar, 9.30–10.45 Uhr
Schweizerische Alpine Mittelschule, Aula, Guggerbachstrasse 3, Davos Platz
www.weforum.org/de/openforum/

Kultur

Konzert für Armenien

Zugunsten des Hilfswerks für Armenien Little Bridge findet ein Benefizkonzert statt. Anschliessend Apéro.

So, 12. Januar, 17 Uhr
Seniorenzentrum Cadonau, Saal, Chur
Anmeldung: dorocantieni@bluewin.ch, www.little-bridge-schweiz.ch

Radio und TV

Ein Orchester für alle

Zahia hat den Traum, Orchesterdirigentin zu werden. Mit diesem Wunsch stösst sie im Konservatorium auf Unverständnis. 1995 war es für eine Frau, deren Familie aus dem Maghreb stammt, unmöglich, ein Sinfonieorchester zu leiten. Eine Begegnung mit dem Dirigenten Sergiu Celibidache im Sommer 1995 verändert Zahias Leben. «Ein Orchester für alle» ist ein französischer Film von Marie-Castille Mention-Schaar aus dem Jahr 2023 über die französische Dirigentin Zahia Ziouani.

Do, 2. Januar, 20.10 Uhr
SRF 2 (Free-TV-Premiere)

Neujahrskonzert

Die Wiener Philharmoniker spielen unter der Leitung von Riccardo Muti. Zum ersten Mal in der Geschichte des Neujahrskonzerts steht das Werk einer Frau auf dem Programm.

Mi, 1. Januar, 11.15 Uhr
SRF 1, Sternstunde Musik

Spirit, ds Kirchamagazin

sonntags, 9–10 Uhr
Radio Südostschweiz

Pregia curta u meditaziun, dumengia

a las 8.15, repetiziun a las 20.15
Radio Rumantsch
– So, 5. Januar, Marcel Köhle
– So, 12. Januar, Andrea Cathomas-Friberg
– So, 19. Januar, Arno Arquint
– So, 26. Januar, Lucia Wicki-Rensch

Gesprochene Predigten

jeweils 10–10.30 Uhr
Radio SRF 2
– Mi, 1. Januar, Matthias Wenk (röm.-kath.)
– So, 5. Januar, Susanne Cappus (christkath.)
– So, 12. Januar, Claudia Buhlmann (ev.-ref.)
– So, 19. Januar, Andrea Meier (röm.-kath.)
– So, 26. Januar, Philipp Roth (ev.-ref.)

Glockengeläut

jeweils 18.50 Uhr, Radio SRF 1
17.20 Uhr, Radio SRF Musikwelle
– Sa, 4. Januar
Mels SG (röm.-kath.)
– Sa, 11. Januar
Sursee LU (ev.-ref.)
– Sa, 18. Januar
Beinwil SO (röm.-kath.)
– Sa, 25. Januar
Oetwil am See ZH (ev.-ref.)

Weitere Anlässe:

reformiert.info/veranstaltungen

Leserbriefe

reformiert. 12/2024, S. 5–8
Dossier Gesang

Singen stärkt

Ich bin seit 60 Jahren mit meinem Mann verheiratet. Kürzlich feierten wir die Diamantene Hochzeit. Von Anfang an haben wir jeden Abend, nach dem Nachtessen, miteinander gesungen. In dieser langen Zeit erfuhren wir, dass Singen verbindet, Mut macht, tröstet und anspricht zur Tat. Singen kann vieles, was Sprechen allein nicht vermag. In der Familie, wo ich aufgewachsen bin, wurde auch viel gesungen, vor allem Glaubenslieder. Heute merke ich, dass mich diese Lieder geprägt haben und mir gerade auch in schwierigen Situationen Hilfe und Kraft sind.

Evi Hunziker, Stäfa

reformiert. 12/2024, S. 14

«Die Kirche ist mir eigentlich sehr nah»

Anders erlebt

Mit Interesse habe ich das Interview mit Erich Langjahr gelesen. Eine Ordensschwester als Kindergärtnerin in Zug beunruhigte den jungen Erich sehr, weil er nicht im katholischen Glauben getauft wurde. Er sei ein «Heidenkind». Eine solche Ausgrenzung ist schlimm.

Ich selbst verbrachte in denselben Jahren meine Kindheit ebenfalls in Zug, vermutlich in verschiedenen Kindergärten. Wir wohnten damals, Anfang der 50er-Jahre, im neuen Guthirt-Quartier.

Meine Kindergärtnerin, die Nonne Maria, hatte solche Äusserungen wahrscheinlich nie getätigt. Sie schaute sehr fürsorglich und umsichtig zu uns Kindern. Sie war auch eine talentierte Märchenerzählerin. Schade, dass Herr Langjahr nicht den Guthirt-Kindergarten besuchen konnte.

Ein gutes Beispiel für religiöse Toleranz zeigte der katholische Sekundarlehrer Kamer. Im Geschichtsunterricht merkte er an, dass die katholische Kirchenführung in Rom eine Mitschuld an der Reformation hatte. Man hätte auf den Gelehrten Erasmus von Rotterdam hören sollen.

Zwei christliche Religionen führten zu Krieg und Leid, was sich vor allem im Dreissigjährigen Krieg bestätigte. Ich erfuhr damals in Zug kaum eine religiöse Ausgrenzung.

In meiner Klasse spielte die Religionszugehörigkeit keine Rolle. Die reformierten Kinder freuten sich an den katholischen Feiertagen, die allesamt unterrichtsfrei waren.
Rudolf Boss, Burgdorf

Ihre Meinung interessiert uns. Schreiben Sie uns an: redaktion.graubuenden@reformiert.info oder «reformiert. Graubünden», Brandisstrasse 8, 7000 Chur. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

Auflösung zVisite-Rätsel

Wir gratulieren

Die Lösung lautet: «Gebetsmühle»

1. Preis: Rainer Nimmerfall, Basel;
 - 2.–4. Preis: Peter Thüser, Wiesendangen; Pascal Moser, Domat/Ems; Käthi Eggimann, Dürrenroth; 5.–7. Preis: Maria Habegger, Hünibach; Fränzi Pfister, Horw; Sophie Pfeiffer-Sang, Regensdorf.
- Wir gratulieren herzlich und wünschen den Glücklichen Freude an den Preisen. Die Redaktion

T	R	P	O	L	I	N	E	A	R	E
E	L	S	B	L	O	O	M	L	E	I
I	E	P	I	N	E	Y	U	I	N	
G	A	L	A	S	R	A	S	T	A	F
N	T	A	B	I	O	L	D	I	R	
B	I	B	E	L	N	C	O	U	R	T
E	N	K	A	S	E	L	W	A	I	S
N	O	T	E	S	A	N	U	N		
A	L	U	A	R	M	B	A	E	R	E
R	I	T	E	N	A	S	E	K	E	L
E	T	K	U	R	R	E	E	A	R	N
S	H	I	V	A	S	R	G	L	I	B

In eigener Sache

Neue Mitarbeiterin

Susanne Kreuzer hat «reformiert.» per Ende Dezember verlassen. Sie war zwölf Jahre lang im Layout für die Gestaltung verantwortlich und hat Erscheinungsbild und Bildsprache der Zeitung massgeblich mitgeprägt. Die Redaktion dankt ihr für ihre Sorgfalt, Einsatzbereitschaft und ihre Kollegialität. Neu zum Redaktionsteam stösst Nicole Huber. Sie war zuletzt bereits als freie Mitarbeiterin für «reformiert.» tätig und übernimmt die Verantwortung für die Produktion. Für die Gestaltung verantwortlich zeichnet nun Miriam Bossard, die seit zwei Jahren für «reformiert.» arbeitet. fmr

Kirchliche Fachstellen

Probleme erkennen lernen

In der Schweiz hat jede zweite Person im Lauf des Lebens psychische Probleme. Der Handlungsbedarf ist hoch und die Not der Menschen im Umfeld von Betroffenen oft auch. Hier setzen die Ensa-Kurse an. Sie schulen Nicht-Fachpersonen im Erkennen psychischer Probleme. Ziel ist es, das Stigma zu reduzieren und den Betroffenen frühzeitig Unterstützung zu bieten. Die Seelsorge gehört seit jeher zum kirchlichen Auftrag. Deshalb engagiert sich die Landeskirche und bietet mit dem Roten Kreuz fünf Ensa-Kurse an. rig

www.gr-ref.ch

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern|Jura|Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info
Gesamtauflage: 678 606 Exemplare

Redaktion
AG/ZH Christa Amstutz (ca), Veronica Bonilla Gurzeler (bon), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Anouk Holthuizen (aho), Christian Kaiser (kai), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr)
BE Hans Herrmann (heb), Isabelle Berger (ibb), Mirjam Messerli (mm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
Blattmacher: Hans Herrmann
Layout: Miriam Bossard (Gestaltung), Nicole Huber (Produktion)
Korrektorat: Die Orthografen
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Graubünden

Auflage: 29 145 Exemplare
reformiert. Graubünden erscheint monatlich, ausser im August.
Präsident der Herausgeberkommission: Pfr. Daniel Klingenberg
Redaktionsleitung: Constanze Broelemann

Redaktion
Brandisstrasse 8, 7000 Chur
079 823 45 93
redaktion.graubuenden@reformiert.info
Herausgeber und Verlag
Pfr. Daniel Klingenberg
Evangelische Landeskirche
Loëstrasse 60, 7000 Chur
daniel.klingenberg@gr-ref.ch
079 787 45 16

Abonnemente und Adressänderungen

Somedia Press AG
Sommeraustrasse 32
Postfach 419, 7007 Chur
0844 226 226
abo@somedia.ch

Inserate
KünzlerBachmann Verlag AG, St. Gallen
Mediabereiterin Ursula Notz Maurer
071 314 04 74, u.notz@kueba.ch
Inserateschluss Ausgabe 2/2025
8. Januar 2025

Druck
DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier
Der Umwelt zuliebe verwenden wir ein ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85 %.

Porträt

Mit der Musik will er etwas zurückgeben

Kultur Bruno Schneider hat ein Orchester für pensionierte Berufsmusiker gegründet. Seine AHV-Philharmonie spielt ohne Gage für gute Zwecke.



Als Solohornist kann Bruno Schneider weiterarbeiten. Für ihn ist das ein Privileg.

Foto: Christian Aeberhard

Bruno Schneider weiss über Berufsmusiker und ihren Ruhestand einige Geschichten zu erzählen: die vom Hornisten, der sein Instrument am Tag der Pensionierung in einem See versenkte. Oder die vom Tubisten, der seine Tuba mit einer Walze plattmachte und sie sich an die Wohnzimmerwand hängte. «Aber das sind Ausnahmen», sagt Schneider und lacht. «Bei Orchestermusikern läuft es meist so: ein letztes Konzert, viel Applaus, ein Blumenstrauss, und alles ist vorbei.»

Für viele kommt dann die grosse Leere. Schneider ist selbst Musiker, jahrzehntlang spielte er als renommierter Solohornist, erst in der Zür-

cher Tonhalle, dann in Konzerthallen weltweit. Zusätzlich lehrte er an Hochschulen, zuletzt in Genf und in Freiburg im Breisgau.

Steuergelder für Kultur

Seit zwei Jahren ist auch der 67-Jährige formal Rentner, wenngleich ein vielbeschäftigter. Am Wohnzimmer seines Stadthauses in Basel, zwischen Biedermeiersofa und Bücherregal, spricht er Ende November über sein jüngstes Projekt: die AHV-Philharmonie.

Das 2024 gegründete Orchester gibt Mitte Dezember in Bern sein zweites Konzert, und der Name ist Programm: Es spielen pensionierte

Berufsmusikerinnen und -musiker, die in Schweizer Orchestern oder Musikschulen angestellt waren.

Ein einmaliges Konzept, zumal das Orchester unentgeltlich auftritt. Die Einnahmen des ersten Konzerts gingen an Procap, die Selbsthilfeorganisation für Behinderte. Im zweiten Konzert wird Antonin Dvoráks 7. Symphonie für das Hilfswerk der Evangelisch-reformierten Kirche der Schweiz (Heks) aufgeführt.

«Wir wollen der Gesellschaft etwas zurückgeben, so spielen wir für Organisationen, die Menschen hierzulande unterstützen», sagt Schneider. Schliesslich lebe die Kultur ja stark von Steuergeldern. Bei seinen

Berufskollegen stiess die Idee auf Anklang. Schneider erhielt begeisterte Mails, und schnell hatte er ein 60-köpfiges Orchester beisammen. Zwar spielten viele Pensionierte in kleineren Ensembles weiter. «Aber der Klang in einem sinfonischen Orchester – das ist etwas ganz anderes», sagt er und breitet weit die Arme aus.

Mit 15 wusste Schneider, dass er Berufsmusiker werden wollte. Im Probenraum im Souterrain hängen Hörner an einem Ständer, den sein Vater einst für ihn gezimmert hat. Naturhörner – also Instrumente ohne Ventile – lagern in einer Vitrine. Schneider spielt einen Schofar an, ein Widderhorn, das im Judentum zu bestimmten Feiertagen geblasen wird. Ein durchdringender heller Klang erfüllt den Raum.

Noch immer übt er täglich mindestens eine Stunde, vor Auftritten

«Die Jungen werden von den Alten dirigiert. Wir machen es andersherum.»

bis zu drei. Als Solohornist kann er selbstständig weiterarbeiten, muss auf die Arbeit nicht ganz verzichten. «Ein Privileg», sagt er.

Eine Gesellschaft für alle

An eines seiner drei Kinder hat er seine Leidenschaft weitergegeben, die Tochter ist Geigerin. Die andere hat als Juristin für das Heks gearbeitet – so kam der Kontakt für das Konzert zustande. Auch der Sohn studiert Jura, er wohnt noch bei den Eltern, wegen einer Krankheit ist er auf einen Rollstuhl und ihre Unterstützung angewiesen. Derzeit lässt Schneider das neue Auto behindertengerecht umbauen.

Dem Musiker ist eine inklusive Gesellschaft wichtig, für Menschen mit Beeinträchtigungen und Menschen jeden Alters. Der Generationenkonflikt mache ihm Sorgen, er spüre ihn deutlich, sagt er, «in der Debatte um die 13. AHV-Rente oder den Klimawandel».

In der AHV-Philharmonie reichen die Rentner den Jungen die Hand: Sie suchen sich für die Konzerte jeweils Nachwuchsdirektoren einer Musikhochschule. «In der Musikwelt läuft es meist so: Die Jungen werden von den Alten dirigiert», sagt Schneider. «Aber wir machen es gerade andersherum.» Cornelia Krause

Gretchenfrage

Flurina Rigling, Paradrrennfahrerin:

«Ich teile die Werte der christlichen Kultur»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Rigling?

Ich wurde getauft, besuchte zuerst den katholischen und dann den reformierten Unterricht – weil hier meine Freundinnen waren. Ich bin christlich aufgewachsen, später trat ich aus der Kirche aus. Ich bezeichne mich nicht als religiös, doch bewundere ich die Natur und glaube an sie, an die Menschen, und ich teile die Werte der christlichen Kultur, in der ich aufgewachsen bin.

Welche Werte meinen Sie?

Wichtig finde ich etwa den Respekt für andere, einander zu helfen, sich zu unterstützen, ohne Vorurteile zu begegnen und vergeben zu können.

Wie stark haben so grosse Erfolge im Sport, wie Sie sie feiern konnten, auch mit Glauben zu tun?

Auf das Mentale bezogen äusserst viel. Schon nur, um so trainieren zu können, brauche ich den Glauben an mich und das, was ich tue. Und das ganze Team muss an einen glauben. Erfolge entstehen nur aus einer funktionierenden Gemeinschaft, auch daran glaube ich.

Aber Sie scheinen sehr rational zu funktionieren, haben soeben den Masterabschluss in Politikwissenschaften gemacht, tüfteln akribisch an Ihrer Ausrüstung.

Ja, ich bin schon so geprägt. Aber aufgrund meiner Lebenserfahrung weiss ich auch, dass nicht alles in eine Formel passt. Und ich bin zwar sehr rational, aber auch emotional und höre auf mein Bauchgefühl.

Warum engagieren Sie sich zudem für die Akzeptanz des Paraspports?

Bei Sportvereinen fühlte ich mich nicht dazugehörend. Das änderte stark, als ich zum Paraspport kam und sah, mit welchen Herausforderungen hier andere umgehen müssen. Ich merkte, dass ich in einer privilegierten Situation bin mit alledem, was ich tun kann. Doch das geht nicht allen so. Das finde ich bereichernd, auch für die Gesellschaft. Durch mein Engagement mache ich darauf aufmerksam.

Interview: Marius Schären

Auf meinem Nachttisch

Wir sind frei, die Welt zu verändern

Liebevoll, trotzig und standhaft

In diesen politisch herausfordernden Zeiten brauche ich ein Buch auf dem Nachttisch, das mir Mut macht und mich an dieser Welt und ihren Menschen nicht verzweifeln lässt.

Lyndsey Stonebridge forscht zu Migration und Menschenrechten, zu den Auswirkungen von Gewalt auf Leben und Denken. Sie liest – für und mit uns – Hannah Arendt (1906–1975) im Zeitalter von Donald Trump und Wladimir Putin, um etwas von Arendts sturer Humanität und ihrer kämpferischen Kreativität in die Gegenwart zu holen. Stonebridge ist eine lebendige und begeisternde Darstellung von Denken und Werk der politischen

Theoretikerin des Totalitarismus gelungen. So wird Philosophie lebensrelevant, indem mit ihr aktuelle politische Sachverhalte analysiert werden. «Selbst denken» ist nach Stonebridge das wichtigste Vermächtnis von Hannah Arendt an uns. Wir können nichts daran ändern, dass wir geboren werden, auch nichts daran, an welchem Ort und in welche Zeit. Aber wir können lernen, auf die Gegenwart zu reagieren. Denken aus Erfahrung ist unsere Möglichkeit, die Welt zu gestalten.

Unter Denken versteht Hannah Arendt die kontinuierliche Arbeit der Reflexion, des Infragestellens, der Verunsicherung über das, was wir erleben. Diese philoso-

phische Biografie ist eine «Denkschule». In ihr wird unterrichtet, so zu denken wie Hannah Arendt, unerschütterlich, liebevoll und trotzig. Auf dem Stundenplan stehen grundlegende Fragen: Wie verändert man die Welt? Wer bin ich, dass ich richte? Was ist Freiheit?

Lyndsey Stonebridge: Wir sind frei, die Welt zu verändern. Hannah Arendts Lektionen in Liebe und Ungehorsam. Beck, 2024



Barbara Hanusa, 58 PfarrerIn, Fachstelle Religionspädagogik



Flurina Rigling (28) ist 2024 Weltmeisterin im Strassenrennen geworden. Foto: Gabriel Monnet/Swiss Paralympic